

Gertrud von den Brincken

Durch die Lande geht ein großes Raunen
Balladen und lyrische Zyklen (1917–1942)

herausgegeben von
Iris von Gottberg



V E R L A G
WINFRIED JENIOR

Gertrud von den Brincken
Durch die Lande geht ein großes Raunen

V E R L A G
WINFRIED JENIOR

Gertrud von den Brincken

**Gesamtauswahl der Lyrik
aus sieben Jahrzehnten
in vier Bänden**

herausgegeben von
Iris von Gottberg

Band I:
Halt beschützend über mir die Hand
Frühe Gedichte (1911–1927)

Band II:
Durch die Lande geht ein großes Raunen
Balladen und lyrische Zyklen (1917–1942)

Band III:
Doch auch ein Wort kann viel sein
Gedichte aus der Wanderschaft (1928–1958)

Band IV:
Was ich noch sagen wollte
Späte Gedichte und zweistimmige Lyrik (1959–1982)

V E R L A G
WINFRIED JENIOR

Gertrud von den Brincken

Durch die Lande geht ein großes Raunen
Balladen und lyrische Zyklen (1917–1942)

herausgegeben von
Iris von Gottberg

V E R L A G
WINFRIED JENIOR

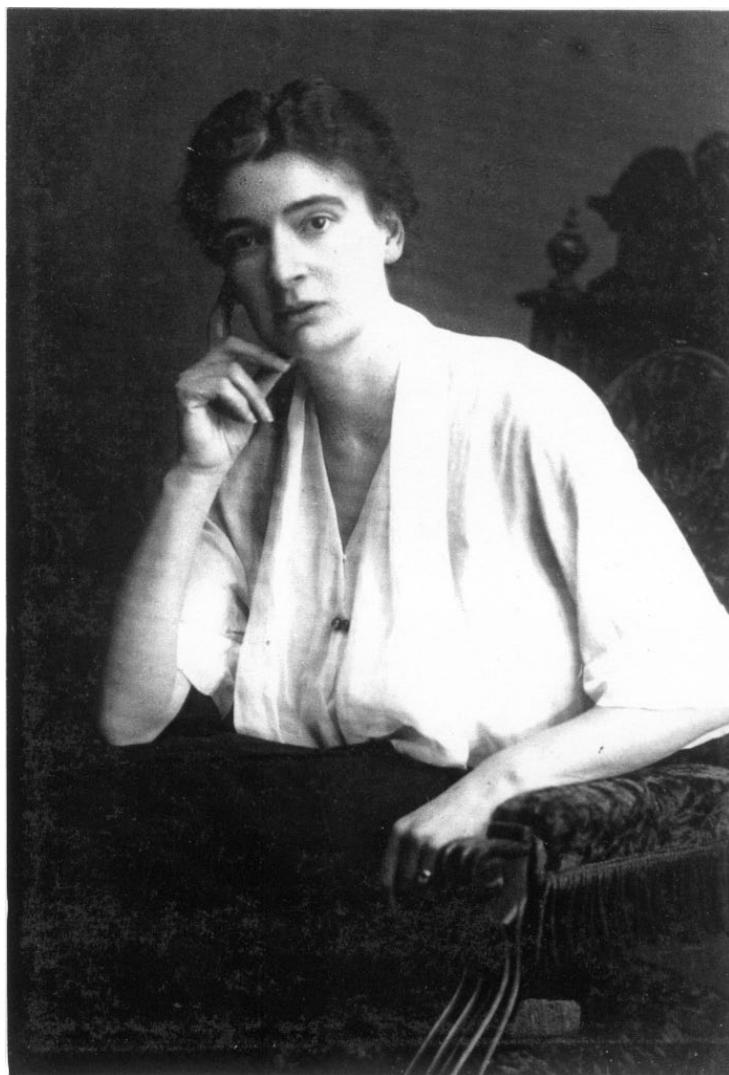
Gefördert vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien
aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages
sowie mit freundlicher Unterstützung
der Vereinigten Kurländischen Stiftungen

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek:
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar

Copyright © 2011 bei Verlag Winfried Jenior
Lassallestraße 15, D-34119 Kassel
Tel.: 0561 - 7391621, Fax: 0561 - 774148,
www.jenior.de e-mail: jenior@aol.com
ISBN 978-3-934377-13-4
Printed in Germany

Inhalt

BALLADEN	9
Lieder und Balladen (1917, ² 1919, ³ 1926)	11
Aus Tag und Traum. Balladen und Lieder (1920, ² 1927)	33
Schritte – Neue Lieder und Balladen (1924, ² 1927)	55
LYRISCHE ZYKLEN	105
Mose (1924, 1927 ² , 1961)	135
Judas Ischarioth (1924, 1927 ² , 1961, 1974)	157
SONETTENKRÄNZE	169
Die Dienst im Dunkel tun Sonettenkranz meiner Heimat gewidmet I-XV (1940)	171
Vermächtnis Ein Sonettenkranz I-XV (1942)	179
Nachwort von Iris von Gottberg Spuren der Kindheit und Jugend im Leben von Gertrud von den Brincken Zur vierbändigen Gesamtauswahl der Lyrik	187 200
Siglen der Gedichtbände und Bibliographie des Gesamtwerks	203
Detailliertes Inhaltsverzeichnis	206



Gertrud von den Brincken in den 20er Jahren

BALLADEN
(1917–1927)

Lieder und Balladen
(1917, ²1919, ³1926)

Marie de Brabançon

Das graue Schloss im Herzen von Bourbonnais. –
Die weißen Lilien starben an seinem See.
In seinen Scheiben starb festlicher Lüster Licht;
ihm starb das Lachen; – die Herrin nur starb ihm nicht!
– Zwei Monde lang stand im Tale der Guisen Heer,
zwei Monde! Und Saal und Garten der Burg ward leer;
und vor den Wällen am Graben wuchs hoch ein Grab –
Marie Brabançon stand am Walle und sah hinab.

– „Marie Brabançon sollst Du fangen, – zerschellen ihr Schloss,
um das schon zu lange vom Blute der Guisen floss!“
Karl sprach es im Zorne, der eiserne Kardinal, –
den schönsten der Guisenprinzen traf seine Wahl –:
– „Man sagt, dass verborgener Zauber ihr Macht verlieh,
– man sagt, deinen Augen verwehrte ein Weib sich nie!
Man sagt, deinen Blicken und Fäusten hielt niemand stand ...
Man sagt,“ – er lächelt, – „sie hätte dich einst gekannt!“

Im grauen Schloss auf der Höhe von Bourbonnais,
– zwei Herzen noch schlugen darinnen in Wehr und Weh.
Der Guisenprinz stand am Tore mit seinem Heer:
„Im ganzen Land schlägt kein Herz hugenottisch mehr:
Vom Brande der Burgen erglühen die Nächte hell,
schon fielen die Vesten Navarras, schon fiel Rochelle!
Das ganze Land bis zur Loire verwüsteten wir! –
Dich aber will ich erretten! Ergib dich mir!“

– Da trotzte ein Frauenlachen vom Turm herab:
„Und wäre die ganze Erde der Meinen Grab,
ich halte den Toten die Treue zur letzten Stund!“
– Da zuckte im Zorne des Prinzen verwöhnter Mund –:
„Vergaßt du die Treue dem Leben, vergaßt du sie ganz?
– So denk an die Wälder der Marne, an Jagd und Tanz!
So denkt an die seligen Stunden im Schloss von Châlons!
... Gedenk meiner Augen – Maria von Brabançon!“
– Da jauchzte ein Frauenlachen vom Turme schrill!
„Ich denke deiner Augen nicht länger, als ich es will!
... Wohl sind wir wie Sklaven, wenn es um Liebe geht,
wie Lohe sind wir, die bebend im Winde weht ...
– Doch sind wir wie Lohe gewaltig in stolzer Glut,
und geht es um Heimat und Glauben von Heldenblut!“

Das graue Schloss auf der Höhe von Bourbonnais, -
acht Nächte noch stand seine Mauer, dann brach sie jäh.
Da löschte die Herrin im Turme der Fackeln Schein
und sprach zum letzten der Diener: „Nun lass mich allein!
Entflieh durch das Pfortchen im Walle nach Süd zur See,
bring Kunde von unserem Falle zu Prinz Condé!
Und nimm diese Truhe und rett sie vor Guisengier!
Schon krachte das Schlosstor, – sie kommen, Gott sei mit dir!“

Dann steht sie allein in der Halle und zittert nicht,
und hält eine Leuchte – und wartet – und starrt ins Licht.
– Des Prinzen Schritte! – Sie harret bis sein Blick sie sieht.
Dann löscht sich die Leuchte und wendet zur Tür und flieht ...
Von klirrenden Waffen und Lachen dröhnt laut der Saal –:
„Nicht sollst meinen Blick Du vergessen zum zweitenmal!“
– – Die Treppen fliegt sie – die Gänge hinunter in Hast,
und hinter ihr höhnt es: „Was fliehst Du so scheu deinen Gast?“
– Die Stiegen krachen, schwarz liegt im Gewölbe die Nacht,
kein Fenster leuchtet, – kein Stern, keine Ampel wacht.

Kaum streift sie den Boden, an Pfeilern zerreißt ihr Gewand; –
und sie hört ihn, – und spürt ihn, – und fühlt schon den Griff
seiner Hand.

– Er hascht ihre Locken, – „Ergib dich!“ – Ihr Stolz flammt heiß:
„Nun wiss’, dass im Tod ich noch Treue zu halten weiß!“

– Auf reißt sie ein Tor, eh sein Arm sie Ergebung hieß:
und tief ihr zu Füßen gähnt drohend das Burgverlies.

– Sie stehn auf der Schwelle, – „Du Törlin! Was half dein Fliehn?“
Da schlingt sie die weichen Arme wie Glut um ihn, –
Ihr Herz schlägt an seinem – hart hämmernd vom wilden Lauf –
Ein Schritt – und sie tut ihn: – die Tiefe nimmt beide auf ...

[2, 2², 2³, 3]

Schlummerlied

Du hast in den Augen so seltsamen Glanz,
das gibt meiner Sehnsucht nicht Ruh;
du hast die Augen von König Franz –
tu deine Augen zu.

Schlaf ein! Du sollst mich nicht weinen sehn –
Nicht weinen – wer könnte dies,
wenn an den Erker die Winde weh'n,
herüber vom fernen Paris.

Nun sind es drei lange Winter schon,
dass der Glanz deiner Augen brennt,
mein Bettelkind, du mein Königssohn,
der keinen Vater kennt!

Nie dürfen dir prunkend im Wappenfeld
die Lilien Frankreichs steh'n,
doch wird, was das Schicksal dir vorenthält,
als Schuld durch dein Schicksal geh'n.

Nicht darfst du regieren vom purpurnen Thron,
über Länder und fürstlichen Rat, –
nur: lügen und küssen, mein Königssohn,
so viel wie dein Vater tat!

Er war wie blendender Maitag schön,
als schmeichelnd sein Lieb er mich hieß; –
doch schöner hab ich ihn nie geseh'n,
als da er mich herrisch verstieß!

Wenn sich die Liebe der Liebe gibt,
nichts weiß ich so selig und süß!
Doch heißer hab ich ihn nie geliebt,
als da er mich lieblos verließ! –

Er war so stolz und so hart und so stark –
Er ging, weil ihn rief die Gefahr –
und die Wasserspiele im Königspark. –
Er ging – weil er König war!

Ihn rief der Krieg und ihn rief der Tanz
und die Nacht von Paris und Saint Cloud.
Du hast die Augen von König Franz –
– tu deine Augen zu.

[2, 2², 2³, 3, 9]

Ingeborg Stures Haar

Wie goldener Weizen im Mittagschein
war Ingeborg Stures Haar;
Gleichwie Mariengarn es sein
und zart gesponnen war. –

Wo dunkelschattend die Ulmen steh'n
in Södermannlands Hain,
sprach König Erich: „Das ganze Län
soll Dir zu eigen sein!

Kommst du mit mir nach Wisingsö,
dort sind wir selig allein,
wenn um die Insel im Wettersee
durch Sturm die Möwen schrei'n!

– Was geht mich Sturm und Möwe an,
was tiefster Flut Gefahr, –
wenn ich nur lösen und küssen kann
dein weizengoldenes Haar!

Und ob ich Kronen von mir warf,
mich sollt es nicht gereu'n,
– wenn ich nur lachend spielen darf
mit fließender Locken Schein!“ ...

Und Ingeborg Sture lächelte leis':
„Mein Vater ist wohl auf der Hut,
– doch – wenn eine Stunde ich fern ihn weiß ...
Ach Gott! Wie bin ich Dir gut!“ –

In Södermannland steht ein Turm
hoch über Wald und Moor; –
Sven Agardh sah bei Nacht und Sturm
zum Sternenzelt empor.

Und sprach: „Mein König, hüte dich:
Saturn will dir nicht gut!
Die schlimmen Zeichen mehren sich
wie vor Verrat und Blut!

Und wenn ich oft dir helfen konnt’,
hör meine Worte nun:
Ein Mensch ist nah, – sein Haar ist blond, –
er wird dir Leides tun!“

– Rief König Erich: „Sven, sag an,
wie schütz ich mich davor?
Vielleicht schon schleicht er sich heran
und harrt bei Nacht am Tor ...

Mir graust! – Schick deine Knechte aus,
sie sollen durchsuchen den Wald,
und sollen das blonde Haupt ins Haus
mir bringen, verblutet und kalt!“

Die Hunde schlugen am Tore an,
die Fackeln durchflamnten das Moor;
der Knechte Schreien klang gell im Tann,
– und johlend die Treppen empor.

Es lachte einer: „Die Jagd war wild!
Und scheu die Beute war!“
– Und golden über den blutigen Schild
floss Ingeborg Stures Haar. – – –

[2, 2², 2³, 3]

Die Lippen der Madonna

Die Lippen der bleichen Madonnen
in Bildern vergangener Zeit,
sie lächeln so fremd und versonnen,
als kennten sie Lust nicht noch Leid.

Die Lippen der schönen Madonne
im päpstlichen Schloss an der See
– lächeln in weltlicher Wonne,
brennen in irdischem Weh ...

Es waren die Tage der Lese,
und, Weinlaub am weißen Gewand,
die junge Prinzessin Farnese
am Hang bei den Winzern stand.

Sie sang in die dunkelen Nächte
mit blühendem Mädchenmund. --

– „Wohl ist sie aus altem Geschlechte,
doch drücken die Fesseln sie wund!

Ich hörte im Klang ihrer Weise
ein flackerndes Feuer geh'n – “
Da wandte der Papst sich, der greise,
und sprach: „Ich möchte sie seh'n!

Ruf heimlich sie fort in den Garten,
eh alles zum Fest sich geschart.
– Ich will nicht umsonst ihrer warten ...“
– Und lachend ihm Antwort ward:

„Fürcht’ nimmer es träume von Metten,
wem du die Vigilien gabst.
Noch gibt es viel Goldes zu Ketten,
und noch ist ein Borgia Papst!“ –

– – Es waren die Tage der Lese,
und Leuchten im ganzen Land,
– da küsste Giulia Farnese
dem Papste die welke Hand.

Es waren die Nächte so leise
voll Träumen, die weich und wund,
– da küsste der Papst, der greise,
Giulia Farneses Mund. –

Es waren viel duftschwüle Feste,
und lächelnd, von Purpur umstrahlt,
durchflog sie im Tanz die Paläste
und – ward als Madonna gemalt! –

Die Lippen der bleichen Madonnen
in Bildern vergangener Zeit,
sie lächeln so fremd und versonnen,
als kennten sie Lust nicht noch Leid.

Die Lippen der schönen Madonne
im päpstlichen Schloss an der See,
– lächeln in weltlicher Wonne,
brennen in irdischem Weh! ...

[2, 2², 2³, 3]

San Marcos Rosen

San Lorenzo und Santa Marie, –
Kuppeln und Kreuze verglimmen ...
Silbern zum Angelus Domini
rufen San Marcos Stimmen.

Hart durch den dunkelnden Bogengang
hallen die pilgernden Schritte.
Über den Klosterhof, flehend und bang,
zittern die Klänge der Bitte.

Rosen blühn rot an der marmornen Wand
neben des Kreuzganges Stufen;
Pflegt auch kein Mönch sie mit liebender Hand,
– Rosen duften und rufen: ...

– Frater zu Frater in blühender Nacht
flüstert die alte Legende:
Über San Marcos Rosen wacht
Sorge verblichener Hände ...

Brüder des Klosters, in Sünde gefall'n,
finden im Grabe nicht Ruhe;
nächtlich im Kreuzgang hört man es hall'n
heimlich wie schlürfende Schuhe ...

Frater Paolo schleicht ruhlos verdammt
zwischen den steinernen Bänken.
Nachts, wenn das flackernde Ampellicht flammt,
kommt er die Rosen zu tränken ...

– Kennst du von Frater Paolo die Mär,
die sich die Mönche erzählen?:
Heiß war sein Herz und heiß sein Begehrt,
tief war sein Fallen und Fehlen!

Heiß war sein Blut, und heiß war sein Sinn,
träumend sein Blick und versonnen ...
Schön war am Berge die Winzerin,
– schöner als alle Madonnen! ...

Schritten im Singen die Mädchen vorbei
abends beim Angelusläuten, –
klang sein Gebet wie der klagende Schrei
zwingergefesselter Meuten ...

Bis eines Nachts aus der Zelle er leis'
lief in die lockenden Winde ...
– Rosen San Marcos, – wie duftet ihr heiß –
süß –, wie die Qual und die Sünde! –

[2]

Der fallende Stern
Ballade vom kleinen Leben

Als Jochens, des Hofbauern, Weib einen Sohn gebar,
um die zweite Stunde in einer Augustnacht war es,
da sank ein Stern, der silberste dieses Jahres,
hinter den Eifelbergen ins schwarze Maar.

Die alte Magd stand der jungen Bäuerin bei,
und als sie durchs schmale Fenster blickte ins Dunkel,
sah sie am Stalldach des fallenden Sterns Gefunkel.
Da tat der kleine Jochen den ersten Schrei.

Die alte Magd sprach: „Das ist ein Zeichen des Herrn,
dies Kind wird ein Großer werden, sehr reich und weise.“
Im buntgewürfelten Kissen lächelte leise
die blasse Mutter und dankte dem silbernen Stern.

Und küsste das Kraushaarköpfchen an ihrer Brust:
„Du wirst ein ganz Großer werden, mein winzig Kleines!“
Und in der Küche, beim Flackern des Kienspanscheines,
wahr sagte die Magd den Jung-Mägden, weisheitbewusst. –

Und der Jochen wuchs, und lernte kriechen und geh'n.
Und rannte den Hühnern im Hof nach, mit Flock, dem Hunde.
Und blies auf Fliederblättern mit spitzem Munde,
und ließ, um die Haselnussreise, die Suppe steh'n.

Er ritt die Pferde zur Tränke, und saß durchnässt
auf den blanken Rücken, baumelnd mit bloßen Beinen.
Und lernte eggen und pflügen, und es gab keinen
schmuckeren Burschen im Zug beim Fronleichnamfest.

Als der alte Jochen gebracht war zur letzten Ruh,
da ward Jung-Jochens der Hof. Und er setzte der Scheune
ein neues Tor, und ums Weidland gebesserte Zäune,
und kaufte vom Nachbar ein fettes Stück Wiese zu.

Er war ein Sparer und ging am Wirtshaus vorbei,
auch wenn er manch derbes Spottwort beim Heimgang hörte.
Und er nahm sich zum Weibe des Schulzen blondzopfige Dörte,
von der es hieß, dass sie emsig und achtbar sei.

Und seltsam: Als sie den ersten Sohn ihm gebar,
den blonden Jochen, – vielleicht war's auch Jörg, der dritte,
der das Dunkel der Welt erblickte gerad' zur Mitte
der Nacht, – fiel ein Stern übers Stalldach ins schwarze Maar.

Die weise Frau, die's gesehen, sprach: „Ei, das will
ein Zeichen bedeuten: Dein Sohn ist zu Großem erkoren:
Hell fiel vom Himmel ein Stern, als dein Leib ihn geboren!“
Und die blasse Mutter lächelte seligstill. –

[2³]

Legende einer Liebe

War Einer, den der Aussatz mählich fraß,
Ein Ausgestoßner, dessen Klapper ging
im Wald, wo er im Bach sein Bildnis las;
der nichts als seine heiße Schmach besaß,
die er, wie schwarzen Mantel, um sich hing.

Und war kein Herz bei ihm, nur Baum und Moos
und Wind, der weder Antwort gibt noch Acht.
Erwachen war wie Sturz und harter Stoß,
und Schlafengehen ganz erbarmungslos,
weil Stille alles noch verlorn macht.

War Eine, die sich tief an ihm gefreut,
eh er zerfiel. Die kam den Weg entlang,
und kam zum Wald. Und, wie man Blumen streut,
in einer Lichtung, hell wie ein Geläut,
stand sie in jeder Vollmondnacht und sang.

Sie wusste: er war ohne Angesicht,
sich selber Abscheu und des weiten Lands.
Doch wusste auch: Bis noch ein letztes Licht
für einen brennt, und durch das Dunkel spricht:
„Ich liebe dich“, verliert er sich nicht ganz.

Sie legte, eh sie ging, auf einen Stein
ein Tüchlein hin, ein Band aus ihrem Haar,
ein kleines Ding, – damit es bei ihm sein,
damit er doch noch sagen solle „mein“
von irgendwas, das nicht sein Elend war.

Und kam ein Fieber übers Land, und sie
vom Tod gerufen, bat: „Noch einen Tag,
noch eine Nacht, eh du mich nimmst, verzieh!“
Und kam zum Wald, wo seine Klapper schrie,
und er, verkrochen in das Dickicht, lag.

Sie sprach: „Willst du mir eine Wohltat tun?
Grab mir ein Grab, hier, wo du immer bist,
wo nachts du schläfst. Geborgen werd ich ruhn
in dieser Erde unter deinen Schuh'n,
behütet, wie es keine Kön'gin ist!“

Sein Herz erschrak, von Seligkeit umblaut,
noch glaubenslos in Bangen und in Freu'n.
Und stammelte mit brüchig heisrem Laut:
„Du ... du, ... wie kann's gescheh'n, dass dir nicht graut
vor mir, den selbst vertriebne Hunde scheu'n?“

Blick mich nicht an!“ – Sie aber, ihr Gesicht
an seine Knie legend, sprach: „Ich seh'
wie deine Seele aus dem Kerker bricht.
Und deine Seele war das große Licht,
das mich gen Himmel führt, wenn ich nun geh' ...“

[2³]

Parzival

Mutter, Mutter, ich habe es nimmer gewusst,
wieviel Winde hinter den Bergen und Wäldern wehen,
Mutter, du hättest mir früher sagen gemusst,
wieviel Straßen hinaus in blauende Fernen gehen!
Mutter, du gabst mir ein flatterndes Narrenkleid,
dass ich in Stürmen und dunkelen Nächten gefroren,
waffenlos war ich, vor keiner Waffe gefeit,
trügende Rufe verlockten den gläubigen Toren.

Wüsstest du, Mutter, wie tief ich im Wald geirrt,
dass ich mein Ross fast versinken im Sumpfe spürte.
Blau hat ein Irrlicht über dem Sumpfe geflirt,
das mich verführt, den das Leuchten der Sterne nicht führte.
Mutter, die Welt ist so grenzenlos wirr und bunt,
ich aber kannte nur friedlich umschlossnes Gehege.
Menschensprache nicht war mir, nur Vogelsang kund,
– Mutter, ich ziehe verloren auf endlosem Wege.

Irgendwo, so erzählten sie, fern diesem Tal,
wo sich die Pfade den finsternen Wäldern entwinden ...
Mutter! Dort steigen die Zinnen des heiligen Gral!
– – Ich aber werde ermatten und nimmer ihn finden ...
Wenn einst mein Herz im Staube der Straßen zerbricht,
sollst du erfassend vor dieser Gewissheit dich neigen:
Mutter, – es lässt sich die Sehnsucht vermauern nicht,
– Wege aber und Ziele lässt sie sich zeigen!

[3, 3²]

Lieder zur Tristan-Sage

1. Alte Sagen

Wo noch in flimmernden Tagen
Herzen in Bann steh'n und Brand,
wandern die alten Sagen
raunend durchs nordische Land,
wandert im Abendgolde
all jener Lieder Leid,
wie einst die schöne Isolde
eisgrauen Fürsten gefreit,
Wen ihr zum Hüter ernannten
Marke und Gumurun,
dass ihre Herzen entbrannten,
lodernd wie Herzen tun. –

Wo noch im Wandern viel Füße
strauchelnd und heimwehkrank,
wandert die heimliche süße
Sage vom Liebestrank,
wandern durch silberne Lande,
dass es wie Sternenfall scheint,
Tränen um brechende Bande
wie sie Isolde geweint,
wandert im Blütenschneien
über die Gärten weit
ewiger Melodeien
seufzendes Liebesleid. –

All jene uralten Weisen
geh'n durch die sternklare Nacht,
rühren mit bebenden, leisen
Händen an allem was wacht.
– Manche, in seligem Lauschen
treibt es zu singen das Lied,

das wie ein Flügelrauschen
sieghafter Segler zieht.
– Mancher, des friedloses Werben
alles umsonst sich erbat,
träumt vom erlösenden Sterben
müde, – wie's Tristan tat ...

2. Tristans Lied

Seit du Königin wurdest in König Markes Land,
schau'n deine Augen so seltsam in meerblaue Weite.
Schimmert auf steinernen Säulen der Abendrand,
senkst du die Stirne und wendest dich schauernd zur Seite.

Seit du Königin wurdest und König Markes Gemahl,
ist dein Lächeln so seltsam, als wär' es ein Weinenwollen,
– und hast doch gelächelt so sonnig in Irlands Tal,
singend im Wandern durch lenzfroher Stürme Tollen.

Als vor dem Schlosse wir standen, – ins Mittagslicht
hoben die Lilien sich reglos und stolz an der Pforte.
– „Lilien im Garten wissen von Liebe nicht!“ –
seit du Königin wurdest, sprichst du so seltsame Worte.

Dass ich das Gold deiner Haare zum Spiele nähm',
gabst meinen Händen es lachend an Irlands Borden.
– Trägst nun das Gold deiner Haare als Diadem, –
– seit du Königin wurdest – , bin ich zum Bettler geworden.

3. Lieder Isoldes mit den goldenen Haaren

Tristan von Bretland, ich träumte von dir,
süße und seltsame Dinge.
Singst du im Saale, so sieh nicht nach mir,
frag nicht für wen ich in festlicher Zier
trage die goldenen Ringe.

Tristan von Bretland, es darf ja nicht sein,
dass deine Lippen so brennen.
Schau nicht bei knisternder Scheite Schein
immer so heiß in mein Herz hinein,
– weißt doch, du darfst mich nicht kennen!

Tristan von Bretland, aus Heimat und Licht
hat uns die Sehnsucht vertrieben.
Über den Wäldern steht Frieden und Pflicht, –
Tristan von Bretland, wir *dürfen* 's ja nicht,
– Aber wir *müssen* uns lieben!

4.

Ich könnte es wohl vergessen, wie selig du mich gemacht,
im Schatten der Buchenwälder, im heimlichen Reiche der Nacht,
als alle Hecken voll Rosen, voll Blüten die Wälder tief,
wenn lockend aus taublauer Frühe Goldamsel zum Tag uns rief!

Ich könnte es wohl vergessen, wie elend du mich gemacht,
im Heimweh nach deinen Küssen verschmachtend in schwarzer
Nacht,
– vergessen den weißen Segler auf stürmender Meeresfahrt,
vergessen die Heimatstätte, – das Herz, das der Fremden ward!

Ich könnte dich wohl vergessen: Ein Zauber wurde mir kund,
das Läuten silberner Schellen lehrt Lachen den schluchzenden Mund.
– Ich werfe die Zauberschellen ins Meer, eh der Abend blich – mir
wäre alles genommen, verlör' ich mein *Leid* um dich!

5. Tristans Lied

Das Kind mit den weißen Händen,
mich rührt sein verborgenes Leid.
Es kann seine Augen nicht wenden,
und folgt mir in allen Geländen,
wo immer ich wander' und reit.

Es lächelt bei meinem Kommen,
nachts hab ich es weinen gehört,
schwer trägt es die Glut, die entglommen,
ich hab seine Knospen genommen
und hab seine Gärten zerstört.

Das Kind mit den weißen Händen
liegt schlaflos im sternblassen Schein. –
Wund wurde auch ich von den Bränden,
die all unsre Frieden entwenden,
– ich will darum lieb zu ihm sein ...

6. Lieder Isoldes mit den weißen Händen

Ich hab meinen Namen lieb, wenn ihn Tristan spricht,
im Dunkel der Nacht, wenn die Winde des Meeres kommen,
Dann ist's, ob er rote Rosen ums Haupt mir flicht
mit seinen Händen, die all meinen Frieden genommen.

Ich hab meinen Namen lieb, wenn ihn Tristan singt,
und alle Süße der Erde dem Klang zu eigen,
wenn aus den Wäldern ein Echo mir Kunde bringt,
dass alle Lieder der Liebe vor ihm sich neigen.

Ich hab meinen Namen lieb, wenn ihn Tristan träumt,
mir ist's dann ob alle Flammen in ihm sich eilen,
ob aller Seestürme Sehnsucht den Klang durchschäumt ...
– ich hab meinen Namen lieb, – warum nur macht er mich weinen?

7.

Ich hass das Land, in dem du einstmals säumtest,
im fernen Nebel seh' ich's blau ersteh'n, –
und alle Träume, die du einstmals träumtest,
und alle Augen, die du einst geseh'n.

Ich hass das Land mit seinen Burgen helle,
durch deren Hallen du einst singend gingst,
ich hass der schwülen Gärten kühle Quelle,
– ich hass den Mund, an dem du einstmals hingst!

Ich wollt, ich könnte deinen Blick vermauern,
wenn übers Meer er nach der Küste irrt, –
du glaubst, ich sähe nicht sein wildes Trauern,
die Mövensehnsucht, die gefesselt wird!

Du glaubst, ich wüsste nicht um deine Leiden,
wenn man dir spricht von Kornwalls Königin,
mit goldnen Haaren, die wie Spinnweb seiden,
mit heißen Augen und mit hehrem Sinn.

Ich wollte alle Seligkeit dir gönnen,
wenn du den Traum der toten Zeit versenkst, –
ich wollt ... ich wollte heut dich töten können,
auf dass du nie mehr ihrer Lippen denkst!

8. Tristans Lied

Durch die Meere so weit, durch die Meere so tief,
– ich weiß, dass du kommst, wenn mein Ring dich rief,
der Jaspis im blutenden Golde.
Ich schau nach den Segeln vom felsigen Strand,
– wann kommst du erwandern das nachtblaue Land?
– Ich warte, ich warte, Isolde!

Nicht finden *allein* wir zur Pforte den Pfad,
die Stufen sind steinig und stürzend der Grat,
schon oft sind wir irre gegangen.
– Und wenn man dort oben ins Tor dich nicht lässt,
weil bittere Tränen dein Antlitz genässt,
– Dann küss ich sie fort von den Wangen!

Und trete allein ich mit wegmüdem Haupt
ans blauende Schlosstor, vom Wandern bestaubt,
– ich fürchte die hütenden Scharen.
Mein Kleid ist so dunkel, so grell ist der Schein,
– drum geh mir zur Seite und hülle mich ein
mit deinen goldenen Haaren!

Ich weiß, dass du kommst, – durch die Meere so tief,
durch die Meere so weit, wenn mein Ring dich rief,
der Jaspis im blutenden Golde,
Man ließ uns im Leben nicht wandern zu zwei'n,
So lass uns im Sterben beisammen sein!
– Ich warte, ich warte, Isolde!

[2, 2², 3, 3²]

Aus Tag und Traum
(1920, ²1927)

Narrenlieder

1 Der Graf von Tirol

„Die Feinde sind geschlagen,
trinkt meines Narren Wohl!
Sein Rat half sie verjagen
aus Andechs und Tirol!“

Schloss Ambras' Gäste trinken,
es lacht ihr hoher Wirt.
Sein Narr steht ihm zur Linken,
die Schellenkappe klirrt.

„Sprich, Narr: Du magst begehren
sei's Veste, sei's Abtei!
Zum Lohn will ich gewähren
dir alles, was es sei!“

– „Wollt Ihr, Herr Graf, ihn wissen,
so sei mein Wunsch Euch kund:
Es soll mich heute küssen
der Gräfin süßer Mund!“

– „Kühn ist, wer frei von Strafen, –
doch ich durchschau dich wohl:
du willst das *Glück* des Grafen
von Andechs und Tirol!

Und wenn mein Wort nicht wäre, ...
weh dir, du kecker Wicht!“ –
– „Das Glück, das ich begehre,
Herr Graf, ist *Eures* nicht!

Nicht wollt ich bei den Küssen
der Gräfin von Tirol
dem Grafen gleich mich wissen,
... doch – seinem Pagen wohl!“ ...

2 Lachen

Ich trag das Narrenzepter des Fürsten sieben Jahr.
Man lernt als Hofnarr lachen in dieser Zeit fürwahr!
Vor sieben Jahren hab ich zum letztenmal geweint,
weil ich das Leid der Erde noch tränenwert gemeint:

Als meinem Goldfasane, der tiefe Wunden trug,
ins Herz der wilde Falke die scharfen Fänge schlug ...
Lang ist es her – ich weinte im Jugendwahn und Schmerz,
heut’ könnt’ ich lachen – lachen, zerriss er *mir* das Herz!

– Ich war ihr nachgeschlichen, da sie zum Parke ging,
der kleinen Kammerzofe, an die mein Herz ich hing.
Der Mond stand blau in Bäumen, blausilbern war die Nacht,
die Götterbilder hielten an weißen Säulen Wacht.

Zur stillen Grotte schlich ich, vorbei am Rosenbeet,
wo mit den Marmorflügeln die Amorette steht.
Wie Silber sah ich flimmern ein flatterndes Gewand,
bis dann der Grotte Dunkel den Mantel darum wand.

Ich schlich heran – ich lauschte –, ein Flüstern flog im Wind,
ein Flüstern wie von Stimmen, die sommertrunken sind ...
Bis es die blauen Bäume der blauen Nacht durchrann
wie Glück, – das nicht mehr flüstern, – das nur noch küssen kann!

... Ich schlich zurück zum Schlosse, – vorbei am Rosenbeet,
wo mit den Marmorflügeln die Amorette steht. –
Wie duften schwül die Rosen in blauer Sommernacht!
– Im Schatten der Alleen, da hab ich laut gelacht! –

Als meinem Goldfasane, der tiefe Wunden trug,
ins Herz der wilde Falke die scharfen Fänge schlug, –
– lang ist es her, – ich weinte in Jugendwahn und Schmerz
– heut' würd' ich lachen, – lachen, zerriss er *mir* das Herz!

3 Narrenliebe

Es ward der jungen Königin
die Zeit im Schlosse lang.
„Die grauen Stunden schleichen hin
im trägen Schneckengang!

Mich freut nicht mehr die Jagd im Tal
auf Elen und Fasan,
nicht mehr der Glanz im Krönungssaal,
der Blick vom Burgaltan.

Ich kenne jeden Blumenhain,
die fernste Parkallee,
mir schmeckt nicht mehr Burgunderwein,
der weiße Pont Racht!

Die Kemenate ist zu still,
und öde ihre Pracht! –
Ruft mir den Narren her! Ich will,
dass er mich lachen macht!“ –

Auf weiße Schultern vom Kamin
fiel zuckend Purpurglut,
und auf der Kissen Hermelin
der Locken lichte Flut. –

Zu ihren Füßen warf sich hin
der Narr und sah sie an –
„Beim Zorne Deiner Königin,
sprich! dass sie lachen kann!“

... „Ich weiß ein Märchen, – manchem schien
es wie ein Narrenspäß:
Ein König war, der wie Laurin
ein Gartenreich besaß.

Und eine Rose wuchs darin,
der keine zweite gleich,
so schön – wie Ihr, Frau Königin! –
Der König pries sich reich.

Er zeigte sie der Gäste Schar, –
ihr Duft war märchensüß.
Und einer von den Gästen war,
der ihr sein Herze ließ.

Er überstieg in stiller Nacht
die hohe Gartenwand,
und kniete vor der Blüte Pracht,
durch ihren Duft gebannt.

Ein zartes Blättchen nahm er mit,
das er von ihr geküsst. –
... Und manche Nacht schleicht hin sein Schritt,
– bis sie entblättert ist! –

– Noch einen andern heimlich trieb
es hin, vor ihr zu knien.
Zum Küssen war sie ihm zu lieb,
und viel zu schön für ihn!

Doch stach er seine Hand sich wund
an ihrem spitzen Dorn.
Und presste seinen heißen Mund
auf seines Blutes Born.

Und trank sich nimmer satt daran,
so tief der Dornenstich ...
– Ein Narr, wer also lieben kann!
– Und dieser Narr bin ich! –

– Kein König ist, wie ich es bin
so reich an Liebesmacht! ...“
... Da lachte die Frau Königin,
wie sie noch nie gelacht! –

[3]

Die Hexe von Hohenmauth

Des Goldschmied Kind, mit dem sonnigen Blick,
– man schleift es gebunden mit hanfenem Strick –
„Es steht mit dem Teufel im Bunde!
Es pflückte im Walde verzaubertes Kraut, –
Da fingen's die Häscher von Hohenmauth!“
So läuft es von Munde zu Munde.

– Der Hexenturm ist so schaurig und kalt,
um tropfende Wände das Grauen wallt.
– „Du wirst hier nicht lange mehr frieren:
wenn morgen die Sonne im Süden lacht,
so soll man, zum Trost für durchzitterte Nacht,
hochflatternde Flammen Dir schüren!“

– Durchs Stadttor nach lustiger Bärenhatz
sprengt Wilfried, der Junker. – Nicht grüßt ihn sein Schatz.
Rings raunt man die grausige Kunde. –
Fort schleicht er des Nachts, – schon schläft das Gesind', –
ins Dunkel hinein, eh der Wächter beginnt
mit Leuchte und Rüttel die Runde.

Am steinernen Tor mit dem Hirschgeweih,
beim dräuenden Roland am Markt vorbei,
am Brunnen, der silbern schimmert.
Vorbei am Haus, wo sein Liebchen gewohnt:
Bleich hängt über spitzem Giebel der Mond,
die blecherne Windfahne wimmert.

– Der Hexenturm ist so schaurig und kalt,
es rasselt von Ketten, – was pocht dort am Spalt?
... „Ich bin es, mein Liebchen, tritt näher!
– Es birgt sich der Mond und man schaute mich nicht,
drück dicht an die Steine dein süßes Gesicht!
Es schlafen die Häscher und Späher.

Nicht lass ich dich sterben! Drum schlich ich herbei ...
und morgen ist Messtag und Mummerei,
wir wollten doch beide zum Reien!
Es sprach nur der Schöffe – nicht sprach das Ordal!
Mein armes Liebchen! – Wie soll ich von Qual
und grausigem Tod dich befreien?“ –

Der Hexenturm ist so schaurig und kalt,
ein Zittern schüttelt des Mädchens Gestalt:
So jung und so schuldlos zu leiden!
Von moosigen Mauern tropft es und rinnt,
von Tränen vielleicht, die geflossen sind
unzählig vor schmachvollem Scheiden!

Und morgen – der Flammen erstickender Hauch!
Und – draußen steht einer, der leidet auch ...
Nein – er, – er soll es nicht tragen! ...
Feucht starren die Mauern, – das Grauen schleicht,
nicht kann er ihr helfen ... sie ihm? – vielleicht ...
... „Hört, Junker! Ich muss es Euch sagen:

Ich bin ... ja ... ich bin mit dem Teufel im Bund!
Verhext sind die Küsse von meinem Mund!
Ihr ward es, mir Liebe zu schenken! ...“

Der Junker wankt, – – und ein Zorn packt ihn an:
„Du hast mich verhext! – Ha! – Ich breche den Bann,
– Fluch Dir und den gottlosen Ränken!

... Fliegt morgen die Flamme am Brandplatz im Wind,
Dann – flieg ich im Tanz mit des Fassbinders Kind!
Nachts küsst ich das Weib eines Bauern!
Ein Edelfräulein mir nehm’ ich zur Braut –
und – wir lachen der Hexe von Hohenmauth!“

Feucht starr’n, wie von Tränen, die Mauern. –

[3, 3²]

Jane Falkland

Graf Warwick hat in seinem Schloss
geküsst Jane Falklands Mund,
bis durch den Saal die Sonne floss
und ihre Lippen wund. –

An Warwick-Castles Tore stand
ein Bote. – „Lasst ihn ein!“
– „Ich bin vom Parlament gesandt:
Ihr sollt sein Führer sein!

Ihr sollt des Königs starren Sinn
Zerschell'n in harter Schlacht.
Ihr sollt, – so wahr ich Schotte bin! –
zertrümmern seine Macht!“ –

Graf Warwick griff die Waffen gleich,
kampflustig wie der Leu. –
Jane Falklands Lippen wurden bleich, –
Falklands sind königstreu!

Hart lacht der Mund, der sie geküsst,
denkt nicht der Küsse mehr:
„Wer eines Warwick Liebste ist,
nehm Liebe nicht zu schwer!

Wer eines Warwick Liebste war,
lern früh, trotz Lust und Leid:
Süß ist die Liebe, – süß fürwahr!
Doch – *heilig*: Hass und Streit!“

Die Schlacht auf Marstonmoor war heiß.
Laut scholl das Kampfgeschrei.
Es focht um York, den Siegespreis,
die wilde Reiterei.

Graf Warwick lag in seinem Blut, –
ein Reiter stob heran:
Sein Blick war heiß wie Juliglut,
und sah ihn lange an –:

„Mein ist die Hand, die Dir zur Qual
entsandte das Geschoss!“
Ein Antlitz beugte, mädchenschmal,
hernieder sich vom Ross.

„Süß ist die Liebe, – süß fürwahr!
– Was wirst Du Graf, so blass? –
Wohl weiß, wer Warwicks Liebste war,
dass – heilig nur der Hass! –“

[3, 3²]

Moez Ibegh

Sie war so schlank, wie die Binsen am Nile sind,
sie hieß Daïra, das schöne Chalifenkind.
Smaragdene Ketten lagen um schlanken Hals.
Um ihre Gemächer wachten die Türme des Walls. –
Im schweren Schleier schritt sie hinab zur Moschee,
die Augen dunkel, wie Tsanas tiefschimmernder See.
Sie glich den zarten Gazellen im Wüstensand,
sie trug eine Lotosblüte in schmaler Hand. –

So wild wie die Felsen von Porphyr, schroff und gezackt,
voll Trotz, wie im Nil die Wasser des Katarakt,
so heiß wie der Samum, der über die Wüste fegt,
so hart wie der Geier, der hungernd die Beute schlägt,
– war Moez Ibegh, – doch bittend stand er vor ihr:
„Die Lotosblüte – Daïra! o schenk sie mir!“ –
Des Ejubiden Tochter vernahm den Begehrt ...
„Hinweg Mamlucke! – und *bitt mich hinfort nichts mehr!*“

– „Saht aus Thamjätis die Feinde ihr nordwärts flieh'n?
Wer ließ sie entweichen?“ – „Der Enkel des Saladin,
der Ejubide! Früh schloss er die Tore auf ...!“ –
– „Hei Mamelucken! Nun lasset der Rache Lauf!“ –
Schwarz steigt und sternlos die nebelnde Nacht übers Land.
Am finsternen Schloss des Chalifen loht Fackelbrand. –
Sie stürmen die Säle – „Der tat es, der stolz dort ruht!“
... Ihn findet die Tochter noch zuckend in seinem Blut ...

– Mit schimmerndem Lotos hat sie die Säulen geschmückt,
die schönste der Blüten dem Vater ans Herz gedrückt.
– Von fern hallen Schritte, – sie nahen, – hart klingt's wie Erz.
– „Wer weckt des Chalifen Tochter aus heiligem Schmerz ...?“
– „Ich bin's: Moez Ibegh! – Daïra, ... und dies mein Haus!
Ich bin es: Dein Sultan! – Was weichst du mir zitternd aus?“
... Wild reißt er sie an sich, hart lachend der bange Wehr,
– „So sei es, Daïra!: ich *bitte* hinfort nichts mehr!“ –

[3, 3²]

Die Harfen von Shelma

Wenn still sich die Doggen ans Feuer gelegt,
die tags überflogen den Wind, –
man hört's in der Halle wie sturmbewegt
die Eichen am Turme sind.
– Es prasseln die Scheite. In rotem Brand
aufleuchtet ein blinkender Speer.
Auf allen Harfen an dunkeler Wand
springt's purpurn wie Blut umher.

In bunten Muscheln sprüht meerschaumgleich
der brausende Birkenmeth.
Gestützt auf sein Schwert, das den zweiten Streich
nie führte, Fürst Finghal steht.
Und spricht zum Barden: „Sing uns ein Lied,
das fern aus der Urzeit drang.
Sing uns wie Silric von Minnon schied,
von Fillan und Brajal den Sang!“

– Der Barde singt. Und die Halle lauscht;
die Glut zuckt auf Estrich und Tor.
Und in die Klänge der Harfe rauscht
von draußen der Eichenchor.
Er singt von Schlachten in grauer Zeit,
von Heldenruhm und von Sieg,
Und singt wie die Liebe und wie das Leid
hernieder zur Erde stieg.

Er singt wie ein Mädchenherz bebend erlag,
das kämpfte wie Rohr mit der Flut.
Und er singt wie ein Hirsch, hochastig, im Hag
sich bäumte in seinem Blut ... –
Und Finghal spricht, und sein Blick ist tief:
„Wie seltsam die Harfe erzählt! –
Mir ist es als ob Deine Seele rief
von eigenen Leiden gequält!“ –

– Der Barde singt. Und die Glut zuckt wild
und heiß auf der Harfe Band,
und über der Mauer Waffen und Schild,
und über des Barden Hand. –
Und er singt von den Ahnen des Königs all,
von Toscar, der todeswund,
noch stark wie des Brumo donnernder Fall,
gefürchtet in Land und Sund. –

Und er singt wie Fillan Brajal umfing,
– das heiße, das flehende Lied ...
Und dann singt er wie Silric von Minnon ging,
– wie Liebe von Liebe schied ...
– Er schweigt. Und Finghal spricht sinnend und leis:
„Was ist's, das die Harfe durchbebt?
Es machen die Sänge mein Herz so heiß,
als hätt' ich sie selbst erlebt!“ –

– „Mein König! Die Harfen in Shelmas Tal,
sie singen so seltsam ihr Lied, –
die einen sagen: weil durch den Saal
das Rauschen der Eichen zieht!
Und andere sagen: weil sie so lang
zur Halle herniedergeseh'n,
und alles erlauschte, was hier im Gang
der wechselnden Jahre gescheh'n!

... Mir aber ist eine Sage bekannt,
es tönt aus der Urzeit ihr Ruf:
Es stimmt diese Harfen dieselbe Hand,
die Leben und Leiden erschuf. –
Die Stürme im Meere, das Schluchzen im Wind,
der Menschheit verworrener Schrei, –
weil all sie der gleichen Sehnsucht sind –
vereint und erlöst Melodei ...“

[3, 3²]

Das süße Gift der Borgia

Ein süßes Pulver, – süß und rot der Wein! –
Der Heil'ge Vater schenkte den Gästen ein.
„Trinkt! Rom soll blühen! Trink, mein Kardinal!“ ...
Orsini starb, – Ferrari, – Monreale – ...

Im Marmorsaale glüht der Lüster Glanz.
Roms schönste Frauen wiegen sich im Tanz.
Und zu Cesare spricht im Flüsterton
der Papst: „Dort steht die Herzogin, mein Sohn!

Schon trank ihr Gatte heute vom Pokal,
– und dieses war sein letztes Abendmahl! –
Noch sie, – dann ist ein böses Geheimnis tot.
Süß ist mein Pulver – und mein Wein ist rot!“

Cesare lehnt am Purpurtuch der Wand,
ein Chrysopras blitzt kalt an schmaler Hand.
Er hebt den Blick, – schwarzblau der Augen Glanz.
– die Herzogin fliegt ihm vorbei im Tanz.

Ihr Auge streift ihn, – und ihr Mund wird bleich,
– und lachte eben noch so warm und weich, –
weiß ihre Schultern wie von Marmelstein ...
Cesares Lippen lächeln kalt und fein.

Er fasst die Toga. – „Ja – dein Wein ist gut –
doch weiß ich was *hier* bessere Dienste tut!:
Ich küsse sie nur diese eine Nacht –
und – morgen hat sie selbst sich umgebracht!“

[3, 3²]

Der Enkel

Er geht mit verachtenden Blicken
vorbei an den Leuten im Land.
Im Walde, dem alten Zigeuner,
dem reicht er die weiße Hand.
Stumm lauscht er dem Märchen der Geige,
– und wenn es am seligsten tönt, ...
ihm ist es als ob seine Seele
sich selbst beklagend stöhnt. – –

Sein Ahn war der Reichste der Ritter,
und groß seiner Hörigen Schar.
Stolz nahm er ein Weib sich zu eigen,
des Herz eines anderen war.
Doch, – als auf sein Schloss er sie führte,
– man hätte ihn sieghaft gemeint, –
da hat er ..., erzählt eine Sage,
zum einzigsten Mal geweint ...

– Der Enkel geht langsamen Schrittes
durch Gärten voll Rosenpracht.
Die Reihe der sonnigen Tage
hat frühe ihn müde gemacht.
Er pflückt sich die schönste der Rosen
mit schlanker gepflegter Hand,
– und wirft sie dann, achtlos und lächelnd,
entblättert in den Sand. – –

– Sein Ahn war ein König im Kampfe,
„der Steinerne“ ward er genannt,
und konnte er Burgen nicht stürmen,
so hat er die Burgen verbrannt.
– Sie hielten sein Weib einst gefangen,
... rot lohte der Turm in die Nacht ...
da hat er ..., erzählt eine Sage,
zum einzigsten Male gelacht ...

[3, 3²]

Die Enkelin

Am roten Herde saß Almveig und spann
und sprach zu der Enkelin:
„Es liegt eine Zeit, die lange verrann,
die Zeit und ihr Leid mir im Sinn.
Ich will dir sagen das alte Lied,
das sommers die Gärten durchgirrt,
auf dass –, weil jetzt wieder der Flieder blüht,
dein Herz nicht gefangen wird!

Es ist das Lied von der Liebe Gewalt,
o hüte dich, hüte dich fein!
Schau nicht nach dem Grafen im Schloss am Wald,
es bringt dir nur bittere Pein!“ –
Ans dunkele Fenster pochte der Farn,
die Flamme hob sich und sank,
und zuckte über das surrende Garn,
und glühte auf Truhe und Bank

„Jung war ich wie du, da lebte im Schloss
Graf Egmund, Graf Alarichs Ahn!
Ich traf ihn im Wald, wo der Wildbach floss, –
O hätt' ich es nimmer getan!
Verheißend was Wodan, versteckt im Rohr,
der Sonnenweißen verhieß,
mich lockte er abends ins Schloss empor ...
– denn küssen, ach! küssen ist süß! ...

Er hatte den Adel von Ingo-Froh,
ich habe ihm lachend getraut ...
Doch als dann der Sommer die Wälder floh,
erkor er die Gräfin zur Braut!
Da lernte ich kosten Tränen und Qual, –
o, dass es dich nimmer trifft!
– Die goldenen Ringe trug sein Gemahl, –
und ich seiner Küsse Gift!“ –

So klagte Almveig ihr Leben und Leid,
Bis müde in Schlummer sie sank.
... Da schlich sich im dunkelen Geißfellkleid
die Enkelin still von der Bank ...
Im Mondlicht am Gatter stand Alarich,
und leise knirschte der Kies ...
Da lachten sie beide – und küssten sich,
denn – küssen, – ach – küssen ist süß!

[3, 3²]

Die Normengabe

Wölfe heulten durch die Schneeefilde
schaurig wie die Heladogge Garm.
In der hohen Halle saß Schwanhilde,
ihren blondgelockten Sohn im Arm.
– Eine Norne kam ins Schloss geschlichen,
eine Norne, die das Leben lenkt,
die mit ihren zauberweisen Sprüchen
jedem Kinde eine Gabe schenkt.

Und sie sprach: „Was soll dein Knabe werden?
Willst du ihn dem Finnenfürsten gleich?
Blaugemantelt wie den Herrn der Erden,
wie die Alben an Geschmeide reich?
Sollen tödlich alle Bolzen gleiten,
wenn sein Arm den Eibenbogen hält?
Soll er hartgehufte Hengste reiten,
wenn der Heerhund hungernd Beute bellt?

Soll er schau'n das Werdende gleich Wanen,
gleich der Norne, die das Ferne sieht?
Soll er in der blauen Märznacht ahnen
Worte aus der Urzeit Adlerlied?
– Willst du stolz ihn seh'n bei Jagd und Freite,
jedem König ein willkommner Gast,
– einen Freund, der wachend ihm zur *Seite*, –
treu wie Heimdall über Beberast?“ –

Sprach Schwanhilde: „Du magst selbst ermessen,
wie sein Los wird, da es Nornenbrauch;
– doch, das höchste Gut, das ich besessen,
wünsch ich Wieland, meinem Sohne, auch:
– Ich bin Königin und bin Walküre,
Schwanenring und lichtet Federkleid
sind mein eigen, – wenn ich Ketten spüre,
flieg ich auf, aus Erdenhaft befreit! –

– Dass die Reiher des Vergessens rauschen,
nach dem Ölhorn greift des Wunden Hand, –
und ich tu den Federmantel tauschen
für das buntgestickte Prachtgewand!
Auf der Erde bin ich gleich den andern,
zahn sind meine Rosse goldbehuft, –
doch ... ich kann durch alle Wolken wandern,
wenn ein Sturm nach meiner Seele ruft!

– Schenk den Ring, der meines Kindes Leben
diese Kraft zum Wolkenfluge gibt!“
– Sprach die Norne: „Solches ward gegeben
nur Walküren, welche Wodan liebt!“ –
... Und sie lauschte seines Herzens Schlagen –:
„Herzbluts Sprache kündet mir sein Los:
Heiße Kämpfe wird er einstmals wagen,
wird ein Schmied, ein Meister ruhmegroß! -

Wandernd wird er seine Heimat suchen,
Flammen schlagen aus Metall und Stein.
Und er wird den wilden Wünschen fluchen,
– wird gelähmt und wird gefangen sein!
– Seine Liebe seh’ ich lodernd glühen,
die wie Lokis Wetterleuchten gleißt,
seine Sehnsucht seh’ ich Funken sprühen, –
die des Kerkers kalte Ketten reißt! ...“

Und die Norne webte ein Gewinde,
knüpfte murmelnd grauen Zauberzwirn.
Und sie beugte sich zum müden Kinde,
küsste zart die schlafumfang’ne Stirn –:
„Schwanenringe bittest du vergebens,
doch statt ihrer geb’ ich dir – das Leid,
und die Sehnsucht eines heißen Lebens ...
– deine Sehnsucht sei dein Federkleid!“

[3, 3²]

Hagar

Und wollte mich einer einst fragen,
warum ich ihm nimmer verzieh'n,
warum ich mit knirschenden Klagen
zum Himmel der Wüsten geschrie'n:
Wohl können wir Leiden im Leben
verzeihen die einst uns geschah'n,
– nicht können wir Leiden vergeben,
die unserem Liebsten getan!

– Wir wandern in brennendem Sande,
und Ismaels Füße sind bloß.
Nachts liegt er im dünnen Gewande,
sein schutzloses Haupt mir im Schoss.
Wir wandern in brennenden Strahlen
und dursten nach Regen und Ruh,
und beten, dass unsere Qualen
weh kühlender Seewind zu!

Wir wurden zu müde zu fangen
das Flughuhn, das flüchtig sich hebt,
der Hunger höhlt Ismaels Wangen,
die zehrendes Fieber durchbebt.
Er hat sich die Arme zerrissen
am Sanddorn, und barg seinen Schmerz,
– er will mich nicht weinen wissen,
sein Arm ist so weich wie sein Herz!

– Wir schauen nachquellenden Flüssen,
und Ismaels Lippen sind wund,
Nicht kann ich mit meinen Küssen
ihm lindern den lechzenden Mund. –
– Oft spür ich sein heimliches Bangen,
bricht kreischend am Felsen ein Schrei,
– dann winden die Wüstenschlangen
sich schillernden Auges herbei!

– Er lächelt nur nachts noch in Träumen,
ich weiß, wen er ferne dann sucht,
im Haus unter Kanaans Bäumen,
das wild meine Tränen verflucht. – –

– – Wohl können wir leiden im Leben
und können verzeih'n und versteh'n, –
– nicht können wir Leiden vergeben
die unserem Liebsten gescheh'n! –

[3, 3²]

Jacques Clements Gebet

Ich hab zu Reims im Dome Dir, Herr, mein Herz geweiht,
in stiller Klosterzelle gekniet und mich kasteit.
Von meiner Hände Gleiten ward bleich mein Rosenkranz,
nun weih ich diese Hände noch einmal Deinem Glanz!
Sie sollen nicht nur leuchten in heil'ger Kerzen Glut,
ich will sie purpurn färben tief in Tyrannenblut.
Zu Deines Namens Ehre und für Mariens Land
weiß auch den Dolch zu führen die weiche Priesterhand!

Herr, Der Du mich gesehen am Hochaltare knien,
Der mir beim Aveläuten einst gnädiglich erschien,
um was ich heute bitte, Herrgott, erhör mein Fleh'n:
Lass mich den Tag des Sieges *nicht* mehr mit Augen sehn! –
– *Wohl* ist die Tat ersonnen und *wohl* gelingt sie mir,
ich trag den Dolch verborgen im schwarzen Skapulier,
aus nachts gepflückten Kräutern trank seine Schneide Gift,
nicht wird die Hand erzittern, wenn sie den König trifft ...

Doch, – wenn er fiel, ich weiß es, – das wird ein Jauchzen sein,
sie werden meinen Namen, wie Jubelhymnen schrei'n,
Triumph wird mich umschmettern in Deinem Heiligtum ...
Herrgott! Lass mich nicht kosten, wie köstlich Weltenruhm!
Sei meinem Herzen gnädig und lass es stille steh'n,
eh süße Lorbeerdüfte versuchend mich umweh'n!
... Schon ruft der Messe Läuten, – der Tag wird purpurn wach!
Stark weiß ich meine Hände, – doch, – Herr! mein Herz ist schwach!

[3, 3²]

Schritte – Neue Lieder und Balladen
(1924, ²1927)

Der Triumphator

1

Ihr werdet mit Salomos Tempeltuch
die Nacktheit der Frauen umhängen!
Ihr werdet Zions heiliges Buch
mit euren Tränen versengen!

Mit der Cassiasstaude von Askalon
gestäubt, bis ihr alle gebändigt –
Nur die Mauern Tullianums wissen davon,
wie das stolze Juda geendigt!

Die Straßen gespült mit Falerner Wein
und alle Trommeln geschlagen!
Denn Titus Triumphator zieht ein
auf elfenbeinernem Wagen.

Die Tubabläser voran im Flug,
dann die Beute nach Glanz und Güte.
Und dann der lange, der endlose Zug
von Judas gebrochener Blüte!

Sie wandern durch Romas Straßengejauchz,
die schwarzen Talare in Fetzen.
Jahrtausende alten Hochmut braucht's,
die Schande gering zu schätzen!

Die Hohenpriester in weißem Haar,
doch keiner, der Tränen hätte.
Und Ananias und Eleazar
geschmiedet in *eine* Kette!

Die blinde Saraï am Krückenholz,
der sieben Söhne gefallen;
Bar-Kaïn und Achior jung und stolz,
wie Könige zwischen Vasallen,

entsprossen dem Stamm, der einst Kronen trug
in Syriens Mandelgauen.
Die letzten im langen, im endlosen Zug
sind Judas unselige Frauen.

Sind Agar und Suë und Maheleth,
die ihren Liebsten verlassen,
in der Brautnacht, im blutigen Trümmerbett,
im Rauch von Jerusalems Gassen.

Die Tochter Johannes' von Gischala
geht blicklos zwischen den andern.
Jesabel, Schönste, sprich, was geschah,
sprich, was geschah dir beim Wandern?

2

Seine Augen lassen nicht von mir,
wie ein Raubtierlicht, das Blutdurst kündigt.
Kommt, Cäsarensohn, kein Mitleid dir?
Ward noch nicht genug an uns gesündigt?

Seine Lippen lächeln kühlen Hohn
zu der Gier, mit der die Blicke lecken,
so, als würgten meine Ohnmacht schon
seine Hände, die mein Volk beflecken.

56

Als ich strauchelnd mich am Weg verding,
bog vom Ross er sich zu mir hernieder,
und das Lächeln seines Hochmuts ging
langsam über meine matten Glieder.

„Sprich, wie heißt du?“ – „Jesabel“ – „Mein Kind,
blütenschön bist du, – nur schade, schade,
Blüten an verdorrtem Stamme sind
jeder Hand zu eigen ohne Gnade.

Aber manche, die Gewalt getan,
weiß sehr weich zu betten, was sie pflückte!
Dank's der Stunde, dass sich Domitian
und kein anderer heute nach dir bückte!“

Und er zog empor mich aus dem Sand,
eng umspannend meine Handgelenke.
„Denn, was fügsam duldet meine Hand,
wird belohnt! Dies, Jesabel, bedenke,

wenn du heute liegst im Kerkerloch
und ich komme, dir gut Nacht zu sagen!“
– – Jahwe, Jahwe! Warum leb ich noch,
warum hat kein Römer mich erschlagen!

Gibst du preis mich, warum gabst du mich
irgendwelchem Söldner nicht im Heere,
statt den Händen, die zu königlich
und zu grausam sind, dass ich mich wehre!

Durch die Adern wühlen sich wie Gift
Wünsche, wie ich nie zuvor sie kannte.
Jahwe! So Dich Judas Schrei noch trifft,
o verlösch mich, eh ich ganz verbrannte!

Um die Wälle des Tullianums schließt
 Romas Nacht ihr dohlenschwarz Gefieder.
 Nur des Wachttors schmale Luke gießt
 gelben Schein auf Pflasterlachen nieder.

Hingestreckt liegt, wie der Stoß es traf,
 das Gewühl von Judas müden Schafen.
 Judas Schmerzen schrien sich in Schlaf.
 Judas letzter Stolz will mehr als schlafen.

Mit den Zähnen beißt ins faule Stroh
 Eine, eingekrampft in Schlamm und Scherben.
 „Jahwe, Jahwe, wählst Du Opfer, so
opfre mich, doch lass mich nicht verderben!“ – –

* * *

Komm vom Schmerz, der Juda hat zerfleischt,
 den Tribut dir, Triumphator, holen!
 Aus den Höfen der Spelunken kreischt
 Weiberlachen, trunkner Knecht Johlen. –

Einer hebt sich unterm Baldachin,
 den im Schloss des Lagers Flaum nicht freute.
 Hin zu ihr, nach der gedürstet ihn,
 hastet er, dem eigen alle Beute.

Fackeln schleifend schwankt ein Söldnerhauf;
 Säulen schatten schlafende Fassaden.
 Weindunst raucht, ein Brückentor schreit auf.
 Überm Tiber schwellen Nebelschwaden.

Wo sind Straßen, die sich ihm versperr'n,
 die zu wandern wohltut seinen Füßen?
 Wo sind Lippen, die nicht ihren Herrn
 demutselig, wenn er naht, begrüßen?

„Auf!“ Erschrockner Wächter Schlüssel knarrt.
Wo sind Tore, die ihm widerständen?
Über Fliesengänge hohl und hart
hält sein Schritt entlang an feuchten Wänden.

Aus den Winkeln faucht ihn Fäulnis an,
die das Fieber seines Blutes steigert.
Wo ist Leben, das ihm trotzen kann?
Wo ist Blut, das seinem Blut sich weigert?

Und die letzte niedre Holztür kracht.
Er tritt ein und seine Pulse pochen.
„Jesabel, nun komm ich, Gute Nacht
dir zu bieten, wie ich es versprochen!“

Übers faule Strohbett zuckt und giert
seine Fackel. Dort! Im Schlamm zur Rechten
liegt – sie – Ein verzerrtes Antlitz stiert,
stiert ihn an – erwürgt von schwarzen Flechten –

[4, 4²]

Die Mönche von Fonte

Über der letzten Kapelle im Schiefergestein
noch eine Tagesreise ins Grau hinein –
gähnt eine Höhle, geschlagen durch grauen Granit,
echot der Mönche von Fonte Abendlied.

Schwarzgrau ihr Kreuz vor der Spalte im Felsenstock.
Drinnein ein Block ihr Tisch, ihr Bett ein Block.
Klematis und Almrausch klimmen nicht auf bis hier,
die Elendenkerze brennt über Schrein und Brevier.

Vier Mönche beugen vor Gottes Allmacht ihr Knie;
vier Mönche singen eintönig das Ave Marie;
vier Mönche küssen das Kreuz, das vom Leben sie trennt;
drei Mönche wissen, wie sengend das Leben brennt.

Vier Mönche suchen Mondraute und Drudenkraut;
vier Mönche trinken vom Bergmoos, was früh getaut;
vier Mönche geißeln die Glieder Marie geweilt;
drei Mönche büßen die Sünden durchstürmter Zeit.

Aber der Vierte weiß es nicht anders als:
hären die Schnur, die ihm einengt den jungen Hals;
hären der Strick, der die Hüften ihm hart umspannt:
denn, die sich selbst geschlagen, schont Gottes Hand.

-- Kalt ist die erste Stunde wie Kirchengruft.
Wie die Stille der Wandlung hängt's um die Felsenkluft.
Durch die Stille der Wandlung tappt es, zögert es, scheut's;
Mondlicht umgeistert den Heiland am Eingangskreuz.

Fahren die Mönche vom Schlaf. Mit furchtsamem Gang
tastet ein Mädchen am steinernen Tisch entlang.
Blondhell und bleich steht im schwankenden Lichtstreif sie:
„Ich such die Kapelle am Stein von Komaldoli.

Ich hörte ein Singen bei Nacht, wo kam es her?
Ich habe gesucht und gesucht – ich kann nicht mehr!“
Bieten die Mönche der Müden Gruß und Bank,
im Napf die Hirse, im Krüge den Kräutertrank.

„Ruh aus; wenn’s tagt, führt dich einer zu Tal den Pfad,
darein die Mönchsandale nicht Narben trat!“
– Nebel verraucht in den Schluchten, wie rotes Glas
wirft weinend der Tag seinen Tau übers Flattergras.

Spricht der eine Bruder und wendet das junge Gesicht:
„Wer wird zu Tal sie geleiten? Ich kann es nicht!“
Spricht der andere und spricht’s wie zum Tage, dem nichts entflieht:
„Du wirst gehen, bis wo man Komaldoli liegen sieht.

Bis zum Kreuzweg führ sie und dann ist dein Werk getan,
den Weg über Königskerzen und Enzian!“
Senkt der Junge das Kinn in die Kutte und spricht für sich:
„Hier ist Gott stark und mir nahe. Dort fürcht ich: *mich!*“

Spricht der andere leise und spricht es wie ein Gebet:
„Vor Gott gilt der Sucher – ob Trossknecht, ob Anachoret!
Stiegst du die Berge, um dich zu bergen, hinauf,
– einmal kommt *doch* das Leben und sucht dich auf!

Geh, blick es an und lern dran dich selbst versteh’n,
wenn du *zurück* kommst wirst du Gott lächeln seh’n!“

Windet der Weg sich um Schroffen und Felsgestein
tief in den enzianflimmernden Tag hinein.
Rauchbrauner Felsenadler kreist stoßbereit.
Tief unten verblassen Kutte und Mädchenkleid. –

Drei Mönche am Abend harr’n auf des vierten Schritt.
Drei Mönche beten des vierten Angelus mit.
Drei Mönche wissen, was tiefer Narben schrieb,
als ihrer Geißelriemen sausender Hieb.

Drei Mönche wissen: Tage sind Licht, das lischt,
sind wie Staub, der die Schrift auf des Vierten Brevier verwischt.
– – Wegsand und Saaten wirbeln im Windesweh’n.
Man muss, um Gott zu finden, verloren geh’n ...

[4, 4²]

Helmar Löwencreutz

„Du warst mir immer der treuste Freund,
seit wir schwertreif wurden zum Sturm.
Bis Südlands Sonne die Stirn mir bräunt,
du schütz mir Taube und Turm!

Wenn mit dräuendem Schwert die Gefahr du bannst,
weiß ich sicher ihr lichtblondes Haupt.
Doch, wenn du nicht länger sie schützen kannst,
dann – lieber tot als geraubt!“

Graf Olaf, von dem die Drapa braust,
ritt den Felsweg zum Fjord hinab,
zu schützen vor Sarazenenfaust
der Erde umstrittenstes Grab.

Und mit ihm ritt speerkirrender Hauf,
der mit ihm zu Schiffe stieg.
Der Fahrwind ist gut! Die Anker herauf!
Und hinaus in die See und den Sieg!

Die Tage wandern. Wer geht der Spur
verwanderter Tage nach?
– „Sei ruhig, Graf Olaf, mein Freundesschwur
und mein Arm sind stark und wach!

Sei ruhig, und ist sie auch schön und jung,
wie im Land keine zweite blieb,
und haben die Wölfe auch Witterung,
dass dein Segler gen Süden trieb.

Sei ruhig, du kennst mein dräuendes Schwert,
nicht Fehde noch Fährnis scheut's.
Sei ruhig, ich hüte dir Herz und Herd,
du kennst Helmar Löwencreutz!“

– Durch graue Hallen klingt leicht ihr Schritt,
aus den Nischen blüht hell ihr Gewand.
Sie reitet hinaus und er reitet mit
in das buchenrot brennende Land.

– Die Eichenkloben knarr'n im Kamin,
auf dem Eisbärfell liegt sie davor.
Ihre wartenden Augen suchen ihn
und lächeln: Heiliger Tor!

Der spielende Schein küsst die spielende Hand,
er starrt auf den Schein und spricht:
„Jetzt grüßt schon Olaf gelobtes Land!“
Sie lächelt: „Ich weiß es nicht!“

„Er führt die andren. Er wettet voran,
und ins Fauchen der Feinde hinein.
Kein zweiter, der sieghafter stürmen kann!“
Sie lächelt: „Das mag schon sein!“

„Und wenn er gerächt an der hündischen Brut,
kreuzrichtend, Mariä Leid –
dann heimwärts!“ Sie lächelt und schürt die Glut:
„Was ihr Männer doch heilig seid!“

„Gib acht, gib acht, dass du nicht versengst
dein Flechten!“ – Er packt sie an,
und stammelt: „Verzeih!“ Sie lächelt: „Du denkst,
dass ich nicht verzeihen kann?“

Ihr Blick verwirrt ihn, er wendet sich fort:
Graf Olaf, ich halte die Wacht!
Hinterm Waldgemäuer am Lysterfjord
kniert der Tag vor der Nordlandsnacht.

„Gott sei mir gnädig!“ Und Gott, er war’s,
und die Wölfe in Rudel und Hauf
während des langen, langnächtigen Jahrs
sprangen zum Burgwall auf.

Und das singende Schwert und das singende Blut
fanden Zeit nicht zu tändelndem Spiel.
Aufheulend verkroch sich die Raubtierbrut,
wo der blitzende Dolchblick fiel.

Des Löwencreutz Stirn schlachtnarbenbunt
für des andern geliebteste Frau.
Was sein Auge verraten, verschwieg sein Mund,
und sein Haar an den Schläfen ward grau.

Nun hab ich die Wölfe in Flucht gehetzt
und die herbstrotten Wälder sind leer.
Wann bläht sich dein Segel heimwärts gesetzt,
Graf Olaf, mein Schwur wird schwer!

„Wen liebest du ein um die späte Stund,
als die Rüden gekläfft wie toll?“
Sie trotzt mit schmollendem Kindermund
des Grafen steigendem Groll:

„Ich trage nicht Abadissentracht,
bin zur Nonne geschleiert nicht.
Mich langweilt dein Mund, der niemals lacht,
ich kenne ein heller Gesicht.

Ein Spielmann ist, – wem sein Sang nicht behagt,
zieh die Fuchsfelldecke zum Ohr!
Was sich ein heiliger Tor versagt,
wird dem, der kein heiliger Tor!“

Des Löwencreutz Stirn schwoll heiß von Groll;
und von Groll nicht allein geschah's.
„Du willst wohl, dass ich mit ansehn soll,
wie Graf Olafs Weib sich vergaß!

Doch wisse: geschmiedet liegt schwerer Schwur,
der dein Leben anheim mir gibt,
es braucht eines einzigen Schrittes nur
wegab von dem, der dich liebt.

Auf dass ich dich besser hüten kann
vor Wegen, die irre geh'n,
sei mein Lager vor deiner Tür fortan,
– und die Tür wird offen steh'n!“

„Und auf der Schwelle dein nacktes Schwert?“
Sie spottet empor zu ihm. – –
„Ich glaube, ich hab einen Toren bekehrt,
nun hütet ihn, Cherubim!“

Mondlicht lugt tief in das Frauengemach,
Getäfel und Teppich bestreut's,
bis zum Holz der Schwelle, dahinter wach
liegt Helmar Löwencreutz.

– Noch regt sie drüben im Kissen sich,
Herrgott! und wenn er es wollt,
er sähe im Mondlicht sicherlich
ihrer Flechten flüssiges Gold.

Und höb' er die Stirn von der Tünche kaum
des trennenden Mauerwalls,
er sähe gleich schimmerndem Schwanenflaum
den ruhenden Frauenhals.

Er hebt seine Stirn von der Tünche *nicht*.
Ob sie einschlief? – – Wie, wenn sie käm’?
Hilf Gott, wie süß ist ihr Angesicht,
und wie fern ist Jerusalem!

Wie rot ist ihr Mund. Sein Herzschlag tobt
an die Fuchsfelldecke wie toll.
Hilf Gott! Ich hab sie zu schützen gelobt,
– und wenn ich sie töten soll!

Hilf Gott! Ich kann’s nicht, zu weich ist ihr Mund,
und zu hart ist das Wort, mich gereut’s.
Ich bin doch ein Mann und kein Hüterhund –
ein Mann und ein Löwencreutz!

Hat kundiger Skalde nicht oft erzählt,
wieviel Wälle wir stürmten und Frau’n!
Will *sie* vergessen, wem sie vermählt,
muss *ich* ihr ein Kloster bau’n?

Ich bin ein Mann und mein Blut erfreut’s,
wenn ich Renner und Raubzeug zähm.
Ich bin ein Ritter vom Löwencreutz
und so fern von Jerusalem!

Ich habe geschworen zu schweren Eid;
vielleicht schon verwest seine Hand,
und sein Herz in geborstenem Panzerkleid,
verscharrt im gelobten Land.

Vielleicht kehrt er nimmer zurück zu ihr ...
Hob im Kissen sich schlaflos ihr Haupt? ...
Er hat sie zuviel geliebt und mir
zuviel, zuviel mir geglaubt!

Zuviel geglaubt – – –! Kein Gott erneut’s,
was ein Mann gerissen zu Grund.
Nein! Nein! Ich bin doch ein Löwencreutz
und kein tollgewordener Hund!

Ich weiß: er trüg mir der Bürgschaft Speer
rotglühend von Baalbeck zum Belt. –
Selbst ein Schurke verflucht sich, dass Schurke er,
wenn ihn einer für ehrlich hält!

Du Glück des andern, unnennbar Glück,
eh mir's Atem und Ehre geraubt,
sei ruhig Olaf, ich fand mich zurück,
du hast *nicht* zuviel mir geglaubt!

Aus dem Mannestraume zur Mannentreu,
vor der Minne wie Spinnweb gilt.
O du silbernes Kreuz über rotem Leu,
du mein sternblankes Wappenschild!

... Zwei Sohlen tasten weich und nackt
durch des Vollmonds fallenden Schnee.
– „Was willst du?“ Die Frauenschultern packt
sein Faustgriff – „Nicht weiter! Steh!“

Sie lächelt: „Mir träumte, ich weiß nicht wie,
als rief mich ein waidwunder Mann ...“
Sie lächelt: „Mir träumte ...“ Er schüttelt sie:
„Was geh'n deine Träume mich an!“

„Du täppischer Tor, der vor Liebe sich wehrt
und nach Liebe doch zittert, zeig,
wo liegt dein stolzes, blutdürstiges Schwert?
Nicht so ungestüm, Liebster!“ – „Schweig!

Mein stolzes Schwert ist mein Manneschmerz
um Frauenfalschheit und Spott.
Mein stolzes Schwert ist mein Freundesherz,
wenn es aufzuckt, Gnade dir Gott!

Mein nacktes Schwert, geschmiedet in Zorn,
zwischen dir und jedwedem raucht's,
bis vom Felsen Graf Olafs Reiterhorn
herüberwirft sein Gejauchz.

Wenn ich umarme,“ - er presst ihren Hals,
dass sie wimmernd um Gnade fleht, –
„so spür es: mein Zorn packt heißer, als
meine Liebe jemals tät!

Und bist du auch schön wie ein Göttergeschenk,
gib acht deines lüsternen Gifts,
denn nicht mein Herz, nur im Dolchgehenk
meinen hämmernden Pulsschlag trifft's!

Und so du noch einmal ihn hämmern lehrst,
ich erwürg dich in selbiger Nacht,
so wahr, wenn nicht Olafs Weib du wärst,
ich dich längst mir zu eigen gemacht!“

O du nacktes Schwert! O du nacktes Herz,
wieviel Schmerzen zum Siege braucht's!
... Durch blutendes Frührot waldlandwärts
gellt jähes Fanfarengejauchz!

[4, 4²]

Das Ende der Douglas

Die Douglasfehde hat müde gemacht
der Schottlandkönige Haupt.
Nie haben die Stuarts ihr Herz bewacht,
– und ein Herz ist leicht geraubt.

– Ein Douglas war's, der den Dolch gezückt,
der Jakob den Ersten durchstach;
und die blonde Königsrose gepflückt,
und doppelt die Treue brach.

Als der zweite Jakob zu Roxburgs Wall
den brechenden Blick erhob,
wer war's, dessen Lachen durchs Schwertgeprall
wie ein silberner Springbrunn stob?

Im blauen Auge blaublitzenden Glanz,
abwischte vom Schwert er das Blut.
Ein Douglas auf Douglas zu Trunk und Tanz
den Adel von Schottland lud!

Sprach König Jakob der Dritte: „Wollt
Ihr trotzen, ertrotzt Euch den Tod.
Ich habe Euch jahrelang nur gegrollt,
nun spürt, wie mein Blitzschlag loht!

Herab mit dem Douglashochmut steil,
herab in des Riedes Gedörn!“
Rief Jakob – da traf ihn ein Douglaspfeil
vor dem Berge bei Bannockburn!

Als König Jakob des Vierten Leib
im Gruftgewölbe verstaubt,
hob Margareta, des Königs Weib
die Krone des Reichs auf ihr Haupt.

Sie war Heinrich Tudors Schwester stolz;
und die Tudors wuchsen aus Erz;
und was ihr stahlheller Blick nicht schmolz,
zerschlug ihr stahlhartes Herz.

Ein Douglas wühlte den Boden auf
um Margaretas Thron.
Ein Douglas hetzte den Söldnerhauf
wider Jakob, ihren Sohn.

Und Bischof Gawin Douglas schrie,
dass die Kanzelscheiben geklirrt:
„Die Ehe brach König Jakob sie!
Verflucht, wer ihr folgen wird!

Verflucht die schottischen Lairds und Lords,
die dienend der Königin nahn!“
– Sprach sie: „Ich entbinde des Treuschwurworts
nicht *einen* Untertan!

Und wenn ich Graf Angus nur anschau'n kann,
wenn er fiebernd sich hin mir gibt, –
was geht es Schottlands Bischof an,
wen eine Königin liebt!

Und wenn an Albanys hämmernder Brust
ich Grillen und Gram verscheuch, –
meines Herzens Hass, meiner Lippen Luft,
Vasallen, was kümmern sie euch!

Ihr müsst mir dienen! Wenn willig nicht,
unwillig denn! Ich befehl's.
Trotz Gawin Douglas grimmem Gesicht
auch du, Lord Evandales!

Komm Henry, Schottlands schönster Mann,
der Tag geht bald zur Rüst, –
was geht es Schottlands Adel an,
wen Schottlands Königin küsst!

Und heute diesen und morgen den,
und danach – einen Douglas vielleicht!
Hinterm Burgwall, darüber die Fahnen weh'n,
die nicht Stuartrache gebleicht.

Es hat noch keinem geträumt von Groll,
der in meinen Armen entschlief.
Ein Douglas auf Douglas kosten soll
diesen Schlummer wie keiner tief.

Der viermal Jakobsthron zerschellt,
du Hochmut legendengroß,
wenn Rache in Frauenhände fällt,
ist sie erbarmungslos.

Ich werd Euch nicht werfen zu Wurm und Molch,
bis der Aufruhr laut nach euch brüllt!
Ich lass euch nicht meucheln mit Gift und Dolch,
der mit Purpurglanz euch umhüllt!

Ihr sollt nicht sterben bei Schlachtfeuerschein.
Ihr sollt *leben* verwelkten Gesichts.
Fragt man, *wo* einst und *wer* die Douglasser sei'n?
Ist die Antwort: hier – und: nichts!

Eines Weibes Rache schärft schärferen Speer,
und vier Jakobs rächt ihr Gebot:
Die Douglasser sterben in Schottland nicht mehr,
denn sie leben, als wären sie tot!“

[4, 4²]

Die Ballade von den traurigen Augen

1

Die blonde Mareile hat Augen so blau und blank,
wie des Herrgotts Himmel über der alten Schmiede.
Kein Bursch, der nicht steh'n bleibt am Weg vor der Haustorbank,
wiegt ihre Stimme sich abends in zärtlichem Liede.

„Schwesterlein schlaf, du kleines, werd schmuck und groß;
drüben am Abhang blüh'n schon die Erdbeerblüten,
blüh'n auch für dich; und bist du auch mutterlos,
meine Augen, du armes, soll'n dich behüten!“ ...

Zwischen des Schmiedegärtchens buntem Gerank,
hinter des Dorfes letzte steigende Buchen
gehen zwei Augen von dunkelnder Haustorbank
heimlich des Schlosses fernleuchtende Fenster suchen.

Hinter den Buchen im Abend dort irgendwo,
unter des morschen Gemäuers wuchtigem Dache,
lachen die Augen des Grafen von Eschenloh,
lacht eine rote Ampel gedämpft im Gemache ...

„Schwesterlein, schlaf, ich bette dich warm und lind
dort in der Ofenecke in wartende Wiege;
weil wir im Winde beide so einsam sind,
Schwesterlein, schlaf, wenn ich mich im Winde biege.“

Furchtsam hasten von raschelndem Lagerstroh
junge Füße nächtlich zu fernem Erker.
„Schwesterlein, weinst du? ... mein Herze, was weinst du so?“
– Aber die Augen des Grafen von Eschenloh sind stärker!

2

„Kommst du schon, kleine, zärtliche, feine Mareil?
Lass deine kalten Füße, die nachtnebelfeuchten,
hier sich im Teppich erwärmen. Ich schau derweil,
ob deine Augen so blau noch und durstig leuchten?“

Komm, du bist kalt, ... komm, – ist es wohliger schon?
Deine Flechten sind wirr, und heute wie heiß deine Wangen!“
– „Der Wolfshund kläffte am Tor, da bin ich gefloh’n
und hab mich im Heckendickicht am Graben verfangen!

Horch, wie mein Herz pocht!“ – „Komm, Süßeste, komm, – so – so,
ein törichtes Ding ist dein Herzlein: vor Kettenhunden
bangt’s, doch dem wilden Grafen von Eschenloh
traut es, nicht wahr? Könnte der es nicht tiefer verwunden?“

„Du mich verwunden, o nein, du bist gut und lind!
Herr, ich lieb dich, und wenn ich darum auch weine,
was du auch forderst, ich geb’ dir’s ... Horch!“ ... – „Ruhig, Kind,
heute, wiss’, ist die Nacht der fallenden Steine – –

Kennst du die Worte der sterbenden Armgard nicht,
die mich bedroh’n, seit die Hexe aufschrie im Feuer ...
So nicht der Fluch, mit dem sie mir fluchte, bricht,
wird diese Burg mich begraben mit ihrem Gemäuer!

Bröckelnden Steinen bietet kein Mörtel Halt,
liebendes Blut nur aufs neue die morschen kittet!
Hörst du die Steine stürzen? Vielleicht schon bald
stirbt, der dich liebt – ein Eschenloh stirbt, eh er bittet!“

„Herr! So befehl mir, was du nicht bitten magst?
Herr, ich lieb dich, ich lieb dich! Du darfst nicht sterben!
Meine Arme, in denen du selig lagst,
werden dich schützen, ich schwör es, – vor Tod und Verderben!“

„Kind, dein Schwur ist gewaltig! Nun schaudre nicht,
schwarz ist das Los, in das er dich schmiedet wie keines.
Willst du verhüten, dass mich die Mauer zerbricht,
– – komm, kleine Liebste, nun presse dein Herz an meines.“

„Alles geb’ ich dir willig, der du mich liebst“ ...
– „Retten nur kann mich das Blut eines liebenden Weibes,
– du nur, Mareile, wenn du dich hin mir gibst –
eingemauert zu werden lebenden Leibes!“

„Lebenden Leibes! Herr, über Glück und Tod!
Oh, ich unseligste, dass sich Maria erbarme!“
– „Ja, nun schauerst du dennoch vor meiner Not – –
komm und schließ um den Einsamen deine Arme!

Süße, vergiss das Grauen, die Nacht verblasst;
fern sei der Tag, an dem ich dich rufen müsste!“
„Herr, ich will sterben, wenn du mich nötig hast,
wenn nur dein Mund meinen Mund vor dem Sterben küsste!“

3

Geht über die stäubende Heide Spätsommerwind.
Was die Augen der jungen Mareile jetzt traurig sind!
Geht an der stäubenden Heide ein Bursch vorbei,
sinnt, was die blonde Mareile so traurig sei?

Sie stand vor dem Feuer der Schmiede, sah kaum ihn an,
ihn, den schmucken Hans Thomas, den Zimmermann.
„Kommst du zur Kirchweih, Mareile?“ Sie sah zur Glut.
„Immer daheim sein taugt nicht für junges Blut!

Schmiede und Schwester hüten jahraus, jahrein ...
fängst gar noch Grillen; einmal sei froh, sei mein!“
Jäh bis ins weiße Halstuch schlug ihr die Glut.
„Lass mich, Hans Thomas, ich weiß ja, du bist mir gut.

Aber ich mag nicht von Schwester und Vater gehn!“
Warum hat sie nicht einmal ihn angesehen’n?
Ihre Augen gingen durchs Schmiededor
scheu und umschattet, und stand doch keiner davor.

„Komm nur, Mareil, einmal feiern tut jedem not.
Lang ist der Tag auf des Eschenloher Gebot,
wir sind rüstig am Werk, wie neu wird der Burghof schau’n.
Ob er bald heimkehrt, der Graf? Es geht ein Geraun’,

74

Wie schon die Leute so munkeln: er kām' nicht allein;
es soll eine Gräfin von jenseits dem Alpland sein!
Aber die Mädchen im Dorfe schütteln das Haupt,
lachen und weinen und warten, weil's keine glaubt.“

„Schweig nur – was wisst Ihr denn alle – Hans Thom jetzt geh!“
Eben wie Herdschein, jetzt schaute sie weiß wie Schnee.
„Bleib noch, Hans Thom, – am Tag, eh Ihr fertig seid
drüben in Eschenloh, um die Vesperzeit,

Ich bitt dich, ich wollte – du, lass mich ins Schloss hinein,
er sandte, – er ruft, – ich wusste, bald wird es sein!
Nein, du verstehst nicht! Sei still, mir ist heut so wirr,
als hört ich immer der Hämmer hohles Geklirr.

Und die Steine – ihr habt doch Steine? In der Halle soll's sein ...
nur einen lass fehlen, Hans Thom, einen einzigen Stein!
Damit wir uns sehen, und wenn er dann kommt, – ich kann's,
– ach, was ich da rede ... tu mir es zu Liebe, Hans!

Du *tust* mir zu Liebe, um was ich dich bitten will!“
Sie stand wie irr. Er versprach es, da ward sie still.
Ihre Augen nur grüßten, er wandte sich fort zum Geh'n,
traurig, traurig, wie er sie nie geseh'n. –

4

„Ich lasse den Boten hängen, der mir das tat!
Kein Festzug, kein Glockengeläute als wir genaht!
Und kein Fenster erhellt, keine Fahne, die weit sich bläht,
– und erst gestern vollendet! Um sieben Tage zu spät! –

Hölle und Teufel, das büßt mir, wer schuldig ist!
Schönste, vergib, mir dünkt, dass du müde bist.
Und die Halle ist kühl und dich fröstelt. In dein Gemach
soll dich die Zofe geleiten; ich folg dir nach.“

Die eichene Tür fällt ins Schloss mit dumpfdröhnendem Klang.
Der Frauen Schritte verhallen im Wendelgang.
Fahl durch die Bogenfenster fällt düsterndes Licht
auf des Eschenloher umdüstertes Angesicht.

Erst gestern vollendet! Er blickt in der Halle umher.
Die Schilde und Rüstungen drüben, schwarzgrau und schwer.
Über dem Bogen das brüchige Wappenbild
frisch überpinselt. Wurde wohl alles erfüllt.

Was er geboten? In Schatten hüllt sich die Wand
rings um die Nische, wo ehemals der Ritter stand.
Der Eschenloher tritt näher im Dämmerchein:
Vor sieben Tagen sollt es geschehen sein!

Saumseliger Bote, dir peitsch ich das Blut aus dem Leib!
Womöglich dort hinter den Steinen noch lebt das Weib!
Er tritt vor die Wand, die noch feuchte, es fehlt ein Stück
hier in der weißlichen Tünche – – er prallt zurück.

Jesus Maria! Zwei Augen voll stierem Licht,
zwei Augen brennen aus leichweißem Angesicht.
Farblose Augen, unsagbarer Leiden voll –
„Jesus Maria! Was heißt das! Weib, bist du toll!

Weib, bist du tot?“ In leichweißem Angesicht
zuckt es um bläuliche Lippen – „Nein, Herr, noch nicht!
Ich habe gewartet, eh dass du – mich ganz begräbst ...“
„Weib, bist du gottverlassen, dass du noch lebst!

Stier mich nicht an! So stirb doch! Wo blieb der Stein?“
„Herr, einen Herzschlag lang wollt ich noch bei Dir sein ...
Herr, ich leide ...“ – „Schweig still Du! He, Mannen, her!
Bringt Steine, Steine! Ich duld diesen Blick nicht mehr!

Bringt Steine! So hört doch, wo bleibt ihr! Verfluchte Brut!
Herab das Schild von der Mauer! Ha, das tut gut!“
Mit zuckenden Händen zerrt er den Wappenstein
vom Wandgesimse: „Jetzt maure ich selbst dich ein!

Stier nur!“ Zwei Augen aus leichweißem Angesicht
schreien lautlos durchs löschende Dämmerlicht.
Näher und näher. Nun steht er davor und hebt
dröhnenden Stein; verdammt, dass sein Arm so bebt!

„Herr – ich – leb – noch.“ „So leb denn, nur gib mir Ruh!“
Tief krallt der Stein in die Höhlung und schließt sie zu.
– „Jesus Maria, was soll das! Bin ich behext!“
Schlägt durch das Schild ein Glimmen und wächst und wächst,

Stier, wie zwei trauriger Augen gläserner Schein.
Rückwärts stürzt nieder der Graf auf den Estrichstein.
Röchelnd fand ihn sein Diener, zur Mittnacht geschah's.
Nächtelang lag er im Fieber, eh er genas.

5

Wandern die Jahre mit Eichelklang,
wandern mit Flocken und Blüten,
über die Heide und über den Hang,
wo sie die Herde hüten.

Geht dort ein Mädchen irgendwo
heim hinter läutenden Herden,
flackern des Grafen von Eschenloh
Augen ins Abendwerden.

Über die Heide, über den Hang
zittern durch dunkle Buchen
Lichter, wie Augen, die nächtelang
längst Verlorenes suchen.

Wandern die Jahre festlich und froh,
aber friedlos sie alle.
Vier kleine Grafen von Eschenloh
spielen durch Pallas und Halle.

Flimmert der Abend durchs Bogenglas
bunt auf den Tafelgedecken,
blickt die Gräfin vergrämt und blass
über die Gartenhecken.

Lacht auch der Sommer, – von irgendwo
steigt doch das Leid von den Bergen.
Vier kleine Grafen von Eschenloh
schlafen in silbernen Särgen.

Hallt's durch die Hallen auch Jahr für Jahr
laut von Gelärm und Gelage.
Liebe, die einmal daheim dort war,
weint durch die hastenden Tage.

Weint, wo die Gräfin dem Fest entflo
unter die Friedhofsbuchen.
Aber des Grafen von Eschenloh
Augen flackern und suchen.

6

Anne Susanne hütet die Herden bunt
hinter den Gärten am Bach auf den fetten Wiesen,
emsige Arme hat sie und singfrohen Mund,
wäscht das Linnen im Schloss und der Küche Fliesen

Anne Susanne hat Augen so blau und blank,
wie des Herrgotts Himmel über den blühenden Maien,
Anne Susanne ist blond und ist ährenschlank,
und der Gärtner von Eschenloh wird sie im Frühherbst freien.

Über dem Schlosspark leuchtet Sankt Gallustag;
– Tag der Lese – Tage der lachenden Liebe, –
fernher vom rotübersponnenen Traubenhag
lärmst der Winzer frohes Erntegetriebe.

78

Anne Susanne hat Augen so blank und blau,
wie des Herrgotts Himmel über den Schlossparkbäumen,
heim unter ihnen wandert die Gärtnersfrau,
Anne Susanne, die junge, in glücklichen Träumen.

Jäh kreuzt ein Schatten den grünumwachsenen Pfad.
„Folg dir schon lange von fern, wohin so in Eile?
Schau mich doch an, du Holde, mich dürstet grad, –
schau mich doch an! Herrgott, wie du schön bist – Mareile!“

„Anne Susanne bin ich, Herr, Eure Magd;
nein doch, das Weib Eures Gärtners, das jüngst er erworben.
Mareile – so hieß meine Schwester, von der man sagt,
dass in der Ferne sie längst in Sünde gestorben.

Als ich ein Kind war, tat sie das Leid uns an,
Gott sei ihr gnädig! Ins Elend und Windeswehen
floh sie bei Nacht mit dem Buhlen, dem Zimmermann,
keiner von beiden ward jemals wieder gesehen!“

„Wie du ihr gleichst, du Holde! So bleib doch steh'n!
Dünkt es dir lange, seit du den Liebsten küsstest.
Wenn aber andere besser zu küssen versteh'n?
Anne Susanne; ob du's nicht erproben müsstest?“

„Herr, lasst mich gehen!“ – „So gleich, wovor bist du bang ...
Sicher weißt du Bescheid in des Schlosses Zimmern?
Einsam im Erker friert es mich nächtelang,
sahst du nicht sehnsüchtig oft meine Fenster schimmern?“

Anne Susanne, ich will an der Hallentür
heut auf dich warten, – lass deinen Liebsten schlafen!“
„Herr, erbarmt euch – erbarmt euch, – was wollt ihr von mir!“
„Dass deine Lippen kühlen den Durst deines Grafen.“

„Herr, erbarmt euch!“ – „Ich bin nicht erbarmungslos,
sollst mich schon kennenlernen heut Nacht dort oben!
Lass deine Scheu. Mein Durst ist unlöslich groß,
doch wer ihn lindert, lernt meine Gnade loben!“

„Herr, so seid gnädig, ich bin eines andern Weib!“
„Was du warst, ist mir gleich, wenn du die Meine geworden!
Weich muss dein Mund sein, noch weicher dein junger Leib –“
„Nein, nein, ich will nicht! Ihr möget mich eher morden!“

„Morden – Anne Susanne! Zu solcher Tat
dünkt, was ich nicht genossen, mir viel zu schade!
– Aber wisse, wird nicht erfüllt, was ich bat,
kennt, der dir heute gnädig, nicht länger Gnade!

Komm! Oder morgen soll sich im Burgverlies
krümmen dein Liebster, von Molch und Ratten umschwommen!
Folg ihm zur Hölle – oder ins Paradies
mir eine Stunde! Nun wähl! – Ich weiß, du wirst kommen!“

7

Huschende Schatten. Huschendes Mondlicht blasst.
Zwischen dem Buchengeäst durch die Bogenfenster
schattenwerfend wandelt der lautlose Gast,
wandeln durch Schloss der Unrast fahle Gespenster.

Streift mich ein Atem? Schreitet wer hinter mir?
horcht, von der Geisterstille der Mitternacht betrogen,
schreckhaft der Graf, – und tritt durch die Hallentür
raschen Schritts in die Helle der Fensterbogen.

Draußen wispeln die Buchen. Was wispert, was stöhnt,
wo sich die Rüstungen drängen in finsterner Ecke?
Narr, der ich bin! Durch nagende Ratten verhöhnt!
Schlurrt ein Schritt? – Der Holzwurm tickt in der Decke!

Ob sie wohl kommt? Es wird Zeit, zum Vergessen Zeit!
Nie hat der Mond hier so gläsernen Auges geschwommen.
Raschelte nicht in der Nische ein Frauenkleid?
Nein, aus der Tür nebenan, aus der *Tür* muss sie kommen!

80

Wie sie mich heute ansah, voll Zorn und Pein,
mit den Augen Mareiles; – wenn *die* erst in Liebe lodert!
Pochte es nicht wie ein Finger gegen den Stein?
Narr, der ich bin! Ihre Finger sind längst vermodert!

Stürzte ein Schild? Was bröckelt dort? Röchelte wer?
Torheit! Bald kommt sie! Wie seltsam gleicht eine der andern!
Aber die Nische – was wächst aus der Nische her –
Heilige, hilf! Eine Leiche darf doch nicht wandern!!

Augen kommen gewandert ... der Schatten frisst
unter dem Antlitz die dunkel verhüllten Glieder –
Augen, in denen der Himmel erloschen ist,
tauchen auf vor der Wand und tauchen ins Duster wieder.

Traurige, traurige Augen – und immer noch
näher schiebt sich das Antlitz, das leichenfahle.
Schritte, tonlos und geisterhaft hörbar doch,
tappen sich näher im atemlos lauschenden Saale.

Näher und näher, – ganz nah schon. In letzter Not
will mit dem Arm er das wachsende Spukbild verwischen.
„Heb dich hinweg, Mareile! Du bist doch tot!“
„Tot“ ruft es hohl und hohnvoll zurück aus den Nischen.

Nachtschwarz die Halle, vom Monde, der sich verbarg,
jählings verlassen, gleich grabtiefem Totenreiche.
Nur wie ein Schein hebt sich weiß aus dem schwarzen Sarg,
schwebt und bewegt sich das stierende Antlitz der Leiche.

Und es wächst, und greift um sich, und wächst eine wächserne Hand
unter den gläsernen Augen ... „Hilf Gott, gerechter!“ –

Sie sagen im Schlosse: er lag, als man früh ihn fand,
mit den Fingern gekrallt in die rissige Nischenwand,
sein Mund verzerrt, wie von unausgelachtem Gelächter –

[4, 4²]

Um Kurland
(im 16. Jahrhundert)

1

Humpen und Hifthorn und Jagdgeweih
brennen im Abendgolde.
Sitzen im Saal beim Weine drei:
ein Grotthuß, ein Brincken, ein Nolde.

Dröhnt Gotthold Noldes Faust aufs Holz,
dass vom Schlaf die Rüden aufbellen:
„Ich wollte, ich könnte den Kettlerstolz
wie diese Kanne zerschellen!

Ich wollte, ich könnte verschütten wie Wein
das Blut dieser Kettlersippe!“
Luloff Brincken sieht in den Abend hinein
und beißt seine trotzig Lippe –:

„Was gilt jetzt Adel! Dreimal verdammt
trägt man heute Hochmut und Wappen!
Adel soll Herr sein in Land und Amt,
und nicht hinknien unmündig wie Knappen!

Der Herzog tut mit den Krämern schön,
weil sie katzenbuckeln und schnurren,
will uns kuschen lehren mit Peitsche und Pön,
bis wir nicht mehr beißen noch knurren.

Er hüt sich! Wir tragen Degen und Sporn
wie er – und ältere Namen!“
Luloff Brincken schleudert in jachem Zorn
seinen Krug an den Fensterrahmen.

Blickt Grotthuß grauen Auges ihn an:
„Was ich ihm nimmer verzeihe:
Dünkt ihm jeder hergelaufene Mann
gleich einem aus unserer Reihe.

Landfremde Räte raunen ihm Rat,
jedes schottischen Mietlings Schädel.
Wir nennen in Kurlands Indigenat
nicht jeden Lehnsknecht edel!“

Poltert Noldes Stimme: „Bald ist’s vorbei
mit all den Possen und Faxen!
Für langobardische Abgötterei
sind wir zu aufrecht gewachsen!

Wir brauchen nicht all dies fremde Gewäsch,
mit Kammerherr, Hofdienst und Wache.
Wie ich daheim meinen Weizen dresch’,
ist nur Gottes und meine Sache!“

Hat Luloff Brincken den Arm gestrafft
und packt einen neuen Humpen:
„Wir geben uns selber Rechenschaft,
ob wir Ritter sind oder Lumpen.

Du, Nolde, was brachte vom Landbotentag
dein Bruder heim an Kunde?“
Gothard Nolde blickt über den Wiesenschlag
und spricht mit hartem Munde:

„Vielleicht sind wir neunzehn – neunzehn sind just
genug, um gemeuchelt zu werden!
– Wir aber haben noch höllisch Lust
freiherrlich zu herrschen auf Erden.

Berieten die Brüder,“ – Nolde lacht –
„klug planen ist halb Gelingen –
wozu hätte Polen Königsmacht,
wenn nicht, um uns beizuspringen?

Wozu soll ein König von Polen sein
mit silbernen Peitschen und Zügeln,
wenn nicht um ein kurisch Herzoglein,
das sich groß dünkt, klein zu prügeln!“

– Trinken und lachen voll Hochmut drei
bei schwelenden Fackelstümpfen.
Streich durch die Nacht ein Schuhu vorbei
auf Raub zu den Windausümpfen.

Weißgrauen Mondes Grimasse murt
nieder durchs Wipfelbauschen.
Über den Wald um die Windaufurt
röhrt ein Rauschen – ein Rauschen ...

2

Neun weiße Winter mit fahlem Licht
verschneiten die blutigen Lachen.
Neun weiße Winter können nicht
tote Freunde vergessen machen.

Sprengt einer durch Felder, die Krieg zernarbt
unter rissigem Wintergewebe.
„Ihr habt nicht gewusst, wofür Ihr starbt –
weiß ich, wofür ich lebe?“

War kein Tag in neun Jahren, dass im Land
eine Mühle die Flügel drehte;
wem am Kolben nicht festwuchs Wange und Hand,
schlich würgen, was blökte und krähte.

Ist kein Mädchen im Land, das ein Kind nicht trug;
kein Fenster drin Strahlen blitzen.
Was nicht schwedische Soldateska zerschlug,
zerschlugen Polens Schlachtzizen.

Und war nicht Hütung, und war nicht Saat,
und nicht Kirchgang und Ährenlesen.
Wohin der Fuß in die Furchen trat,
lag ein Toter im Verwesen.

84

Neun Jahre gingen. Neun Jahre sind lang,
wenn sie die Heimat verderben.
Wer hemmt brandschatzenden Schicksals Gang?
Nicht die, die daran sterben!

Neun Jahre brannten wie Eiterglut,
schleppten Hunger und Herzleid im Solde,
seit Mitaus Rinnstein getrunken das Blut
von Gotthard und Reinhold Nolde.

Vielleicht ist es leichter: niemals tagt
wie den Noldes, wofür sie verglommen,
wie Luloff Brincken zu gehn auf Jagd
und niemals nach Hause zu kommen.

Vielleicht ist es leichter, als Stück für Stück
die Heimat zerfleischt zu sehen,
und wissen: der Weg führt nie zurück,
den wir durch Irrkraut gehen.“

„Wo ein Herzogwort an der Kirchtür hing,
meiner Stute Huf es zerfetzte,
und wo ein schwedischer Söldner ging,
meine Hunde ich auf ihn hetzte.

Wir fluchten: uns brächte die Pest ins Land
der Krämer fremdländisch Geflitter!
Seitdem das Sterben überhand
genommen, wird's keinem bitter.

Wir schalten auf Handwerk und Schiffahrt,
dass sie Misswachs zum Dünkel gesellten.
Jetzt backen wir Brot aus Mist und Klei'
und sind zu hungrig zum Schelten. –

Wohl trag ich noch heute den alten Groll
wider Höflingsgewinsel und Orden,
wer immer im Dienst sich krümmen soll,
ist immer krumm geworden!

Doch schlug mir durch wanderndes Wintereis
stromdunkel die Tiefe entgegen:
*Wer nicht mehr als sich selbst sie zu lieben weiß,
soll nicht Hand an die Heimat legen!*

Wir wollten der Ritterschaft Schicksalstag
überflackern mit Fackelgeleuchte,
weil, was in rostenden Särgen lag,
uns mehr als das Morgen deuchte.

Doch soll keiner mit dem, was er ehemals trug,
wie mit stichfestem Panzer protzen.
Nur die Wachsenden tragen Kraft genug,
um den Waffen von *heute* zu trotzen!

Wenn auch rot der Rauch aus den Burgen stieg
und die Fahne der Väter erschlafften,
– dem *höheren* Stamme bleibt *doch* der Sieg –
Gott schenk ihn den Ritterschaften!“

-- Hebt einer die Augen hell und heiß
beim Reiten, – und hält, um zu lauschen:
Von der Windau wanderndem Wintereis
wächst ein Rauschen – ein Rauschen ...

[4, 4²]

Hagen

Hagen von Thule, wie hast du Kriemhild gehasst!
(Wer sagt, es war Liebe, die heillose Waberlohe?)
Oh, wie der Abend am Rhein lag, der hochzeitfrohe!
Oh, wie der Tag aus dem Rhein stieg – ehern gefasst!

Herrlich stand sie, die einzig dir Gleiche, im Hall
rufender Hörner, Königin sie der Burgunder,
zwischen den zagen Brüdern ein brennendes Wunder!
Blut will zu Blut – sie war jung, und du nur Vasall!

Strahlender Fremdling schritt schlank in ihr Schlafgelass –
Frauen erblassten, als sänke die Sonne unter ...
Was ging Brunhild dich an und der lüsterne Gunther!
Hochzeitet weiter ihr Weiber! – Hass war es, Hass!

Über die Steppen grausam der Todeswind,
grausam Vergehn und Vergessen für Ruhm und für Schandtät –
Kriemhild und du, ihr vergesst nicht, was man euch antat!
Hass macht hell sehend, nur Liebe, sagt man, macht blind.

Ja, sie weiß Hochzeit zu feiern: ums zweite Bett
schürt sie die Feuer, auf dass ihr Sinn nicht erkalte.
Ha! Fast zum Lachen war es, wie Atli, der Alte,
brünstig sie forttrug: Schwanfeder auf braunem Fett!

Träumt sie dem Strahlenden noch, den dein Speer zerspellt,
nächtens sich nahe? ... Nacht macht Beraubtsein verderblich.
Brunhild zerbrach es und Kriemhild macht es unsterblich.
Rache zerstampfte – Rache gebiert eine Welt.

Hei, wie die Brandpfeile zuckten im dumpfen Saal!
Heller als Weibshaar, als Raubgold an Rheines Grunde –
Bist du Vasall noch? Nie warst du's, größter Burgunde!
Eine nur gleicht dir – und wurde *nicht* dein Gemahl ...

Gelb schwelt die Erde, die Steppe speit Gier und Wut.
All, was geschieht, vollzieht sich auf dunkeler Spule.
(Wer sagt, es sei Liebe gewesen, Hagen von Thule ...?)
Hass war es, Hass! Dort kommt sie – Blut brüllt nach Blut –

[6, 9]

Wigbold von Rostock

1

Ihr Vater ist der gestrenge
Gerichtsherr zu Hals und Hand.
Sie trägt ein Ohrgehänge
aus Gold von Adramant.

Er trägt die schwarzen Gewänder,
schwerschreitend zum Hof des Gerichts.
Sie grüßt vom Treppengeländer
lächelnden Angesichts.

Er wirft in kalten Kerker
und in das kältere Grab.
Von Rosen umklettertem Erker
wirft sie Rosenblätter herab.

Ich habe ein Blatt gefangen
und an die Lippen gepresst.
Sie hat die heißen Wangen
verborgen im Rankengeäst.

Ich aber lachte: „Du Holde,
nun bin ich durstig nach mehr.
Reich mir dein Ringlein von Golde
am flaumweichen Arme her.

Und durste ich dann noch länger,
spring nieder vom Erkerrand!“
Ihr Vater ist ein gestrenger
Gerichtsherr zu Hals und Hand!

Durch alle Sturmregister
heut Nacht gebraust es hat.
Ich bin nur ein Magister
zu Rostock in der Stadt.

Ich lehre vom Katheder,
was selber ich kaum weiß,
und mach mit kühler Feder
der Ratsherrn Köpfe heiß.

Weiß Gott, es wäre besser,
als solchen Staub zu karr'n,
im Gurt das Flintsteinmesser
das Krämervolk zu narr'n.

Im Haar die Eisenkappe,
stichfest dem Sturm zu steh'n,
wenn nachts der Städter schlappe
Taftwamse heimwärts weh'n.

Weiß Gott, es wäre schlauer,
als hier sich heiser bell'n,
die Lübeckbucht auf Lauer
nach Beute zu durchschnell'n.

Ich taug nicht zum Magister
der hohen Wissenschaft,
mein Arm, zu hiebfroh ist er,
mein Herz zu heiß von Saft.

Taug nicht zum Chronikschreiber,
zu zünden Stümpfchen Lichts.
Vielleicht taug ich zum Räuber,
vielleicht taug ich zu nichts!

3

Ich hab sie geküsst unterm Efeu des Walls;
ich hab sie geküsst auf den weichen Hals.
Und sie bebte zurück und entflo mir fast,
ich lachte: „Nicht eh du geküsst mich hast!“

Ich hielt sie umschlungen, bis still sie war,
und ich küsste im Nacken ihr flaumiges Haar.
Und sie weinte auf: „Was tust du mir an,
lass mich frei, damit ich mich wehren kann!“

Da hob ich sie auf, sie lag fein und blond
mir im Arme, so dass ich sie anschau'n konnt'.
Und als ich sie küsste dritten mals,
da schlang sie die Arme um meinen Hals.

Und sie lachte und weinte: „Du böser Mann,
wie soll ich mich wehren, wenn ich's nicht kann!“
Da ließ ich sie frei und ließ lachend sie steh'n:
„Nun, Elsebe, magst du nach Hause gehn!“

Sie nahm meine Hand und sprach leise: „Wohin?
Ich glaub, dass ich jetzt schon zu Hause bin!“

4

„Goldene Elsebe, meine!
Weißt Du, so soll's gescheh'n:
Blutrot im Abendscheine
werden die Türme steh'n.

Blutrot, gehüllt in Schleier
liege das Hansanest,
unsere Hochzeitfeier
sei ein Sonnwendfest!

Scharlach sollen die Gassen
tragen vom Dom bis zum Haus;
hundert Schüsseln fassen
nicht die Gerichte beim Schmaus.

Unsere Hochzeitbitter
gingen landein, landauf.
Wild, wie ein Sündgewitter
spielen die Spielleute auf.

Fern, mit dräuendem Neide
braust, der ich treulos, die See.
Sanfter rauscht weiße Seide,
Seide aus Ninive.

Mögen noch jubeln die Gäste
laut zu der Zymbeln Reim, –
Komm! Ich trag dich vom Feste
in meinen Armen heim!

Süßeste, Wonnenreiche,
biet mir die Lippen dar.
Komm, ich lös dir das weiche,
bernsteingoldene Haar!“

5

Ich wollte am Tage St. Monikas
heimholen die lichtblonde Braut.
Doch ihr Vater, der in der Halle saß,
hat finster mich angeschaut.

„Ich will einen reicheren Eheherrn,
dem ich zu eigen sie geb.“
Da bin ich gesegelt bis Wendland fern,
dass ich Gold aus den Dünen heb!

92

– Ich wollte am Tage St. Monikas
erstürmen Rostock, die Stadt.
Doch der Wind, der uns in den Segeln saß,
es anders beschlossen hat.

Ihn schiert nicht Freite, ihn schiert nicht Braut,
er warf uns an Klippen im Nord.
Und als wir Rostocks Türme geschaut,
flog eine Kunde an Bord:

Am goldenen Tage St. Monikas
hat des Gerichtsherrn Kind,
im dunklen Dome zu Rostock geschah's,
einen reichen Kaufherrn geminnt.

Das war ein Gepränge, das war ein Prunk!
Die Braut nur geweint hat leis.
Sie ist ja noch jung, noch so kinderjung,
und der Kaufherr ein grauer Greis.

– Jetzt will ich hinaus, und will wieder zurück,
und wenn wieder ein Jahr lief um,
dann will ich noch einmal fordern das Glück,
und blieb's treulos – so sei es darum!

Wenn unter dem Beile mein Haupt dann fiel,
das zu trotzig im Nacken mir saß,
dann gib's deinem lallenden Kindlein zum Spiel
am Tage St. Monikas.

6

Wir fingen ein Fräulein vom Brookmerland
und schleppten es in die Aschen.
Sprach Gödeke Michels: „Ich will meine Hand
im Sturz ihrer Tränen waschen!“

Komm, trockne auch du dir das Blut vom Arm
an ihren langblonden Haaren.
Und die Nacht ist kalt und ihr Leib ist warm,
und lang sind wir einsam gefahren.

Drei Stunden mir und drei Stunden dir,
und der andre wacht unterdessen!
Beim Teufel, seit Fehmarn haben wir
kein Weib mehr gesehn und besessen!“

Und er ging ins Zelt, und ich stand in der Nacht,
die sich tief auf das Friesenmeer beugte.
Und das Wasser klatschte mit wuchtiger Macht
ans Bugspriet. Ich lauschte und äugte.

Und die Nacht lag schwarz wie ein Tuch von Teer
auf des Meeres geiferndem Rachen.
Und manchmal kam's aus dem Zelte her
wie Gödeke Michels Lachen.

Und dann schritt ich ins Zelt, aus dem er ging,
und stand am zerwühlten Bette.
Sie lag verweint, ihr am Halse hing
eine schmale, zerrissene Kette.

Sie schnellte empor, wie zur Abwehr steil,
die Kette fiel vor mir nieder.
„Sei stille, ich mach sie dir wieder heil.“
Und ich fügte des Ringes Glieder.

– Solch goldenes Kettchen trug Elsebe ...
Ob sie auch dies Weinen lernte?
Ich ging aus dem Zelt; rief Gödeke: „He,
zurück schon! Wie war denn die Ernte?“

Und ich schwieg, und er lachte in seinen Bart;
und wir trieben, fern Heimat und Hafen.
Und drei Stunden lang sann ich auf schwarzer Fahrt:
sie sei stille jetzt eingeschlafen ...

7

Es bläst ein Wind von Süden,
ein feuchter Binnenwind.
Des Meeres weißköpfige Rüben
ins Schiff verbissen sind.

Die grauen Segel triefen
schwerflappend an den Mast.
„War's nicht, ob Glocken riefen?
Sprich, Maat, mir deucht es fast!“

„Mag sein, an dieser Stelle
lag einst Julin, die Stadt.
Manch greiser Schiffsgeselle
von ihr gesprochen hat.

Von den versunkenen Türmen
winkt flimmernd Kreuz und Knauf.
Und dumpfe Glocken stürmen
ihr Bußnachtslied herauf.“

„Nein, Maat, o nein, so locken
nicht Stimmen aus totem Julin!
Das sind die Vesperglocken
zu Rostock, von St. Marien!

Ich höre sie immer rufen
bei lauem Binnenwind.
Ich seh' zu den Kirchenstufen
pilgern ein frommes Kind.

Sie trägt ihr Gebetbuch im Arme,
ihr Blick nach den Dünen sucht.
Sie murmelt: dass Gott sich erbarme
auch derer, die ihm geflucht!

Hör, Maat, wie über die Klippen,
bangrufend die Glocken zieh'n!
Jetzt beten für mich zwei Lippen
zu Rostock, in St. Marien.“

8

Wenn ich komme, dann komm ich mit Gold und Geschmeid'.
Meine Segel leuchten im Abend weit,
in ockerfarbenem Strahle.
Meine Schiffe sind schwer von geraubtem Gut,
mein Mantelsaum trieft noch von Krämerblut,
vom letzten Abendmahle.

Die Stadtherrn drücken sich scheu in ihr Tor,
und lauern schräg aus den Fenstern hervor,
und recken die Hälse und staunen.
Und die Mädchen spähen aus Hof und Haus,
doch ich streck meine Arme nach keiner aus,
die wetterharten und braunen.

Wenn ich komme, dann komm ich mit stolzem Sinn,
euch zu zeigen, wer ich geworden bin
in den Winden der Wetterrose.
Den Bürgern ein Schreck, dem Büttel kein Spott,
den Mönchen ein Satan, den Mädchen ein Gott,
ich, Wigbold, der Heimatlose!

Im Rathaus türm ich die Schätze auf,
glotzt nur, ihr Kaufherrn, das ist mein Kauf,
und ehrlich erkaufte mit der Seele.
Gewebe von Balbeck, gestickt in Stralsund,
eines Konstablers Silberschatz, Linnen von Lund,
und der Grafen von Feldern Juwele!

96

Wenn ich komme, dann komm ich um Zins und Zoll
zu holen, den jeder mir zahlen soll,
der einst mir ihn schuldig geworden,
ihr Mädchen gebt mir Gebete voll Leid,
ihr Junker den Zirkel auf eurem Kleid,
des Hochmuts protzenden Orden!

Du, Kaufherr, gibst mir dein gleißnerisch Gold,
mit dem du sie kauftest, die mein sein sollt,
Gerichtsherr, du gibst mir dein Leben!
Von dir dann, du Eine, was nehme ich mir?
– Wenn ich komme, dann komm ich zu dir, zu dir,
um dir all, was ich habe, zu geben!

9

Der Wind hat sich verschoben
und wird zum Sturmgebraus.
Jetzt knacken die Eichenkloben
zu Rostock im Bürgerhaus.

Wir schnallen fester die Riemen,
mit Macht in die Ruder gelegt,
und den Peitschenstriemen,
die spritzend der Nordsturm schlägt.

Jetzt dreht sie daheim die Spindel
an der Fußbank der Feuerstatt.
Weiß schimmert ihr Halstuch von Sindel,
das der Gatte geschenkt ihr hat.

Wir kämpfen mit keuchender Lunge,
ins glitschende Riemzeug gekrallt,
wenn wieder mit gierigem Sprunge
der Sturm in die Segel knallt.

Jetzt ruft sie zum nächtlichen Mahle
den Gatten mit lächelndem Blick.
Sie speisen Salme und Aale
und plaudern von Wohlfahrt und Glück.

Wir ducken mit wildem Fluche,
selbst Gödeke Michels erblasst, –
am knatternden Segeltuche,
und krachend stürzt nieder der Mast.

Jetzt hebt sie die wachsgelbe Kerze,
von Lichtschein umflossen sie steht,
erschließend ihr kindlich Herze
im Muttergottesgebet.

Mit schwellenden Armgelenken
hinschlägt uns des Nordsturms Macht
an splitternden Ruderbänken.
Beim Satan, das wird eine Nacht!

Jetzt liegt sie beim Wachlichtschimmer
im Bette, flaumgoldig und schmal,
jetzt beugt sich im schummrigen Zimmer
zum Kuss über sie der Gemahl.

Das wird eine Nacht! In Flammen
steht Himmel und Erde und Blut.
Ich beiße die Zähne zusammen
in knirschender, wehrloser Wut!

10

Die grauen Friedekoggen
Schau'n spürend nach uns um.
Wir laden lübisch Roggen
und scheren uns nicht drum.

98

Traut solch ein frecher Kläffer
zu nah sich uns ans Nest,
lehrt ihn ein Rudertreffer,
dass er es bleiben lässt.

Jetzt machten sie schon flügge
selbst Vländerns „Bunte Kuh“.
Von Bremen bis nach Brügge
folgt sie uns immerzu.

Ja, spür nur, wellenpflügend
durchs Meer und braus und brems,
Schlupfwinkel hat genügend
die Jade und die Ems.

Wir haben keinen Hafen,
und alle Welt zum Feind,
und keine Zeit zum Schlafen,
wenn weiß der Vollmond scheint.

Ins Heute wächst das Gestern,
eh wir am Warenball'n,
in schilfumrauschten Nestern
vom Kinn den Riemen schnall'n.

Wir haben keine Gilden,
nicht Kirche und nicht Pfaff,
uns orgelt seinen wilden
Choral der Sturm im Haff.

Wir flehn nicht zur Madonne
bei Messe und Vigil,
die Maid wird nicht zur Nonne,
die unserm Blick gefiel.

Wenn in der schmalen Holke
sie unser Arm gezähmt,
verbirgt sich in der Wolke
der Vollmond selbst verschämt.

Hei ho! Die Anker windet
empor, denn Raubzug gilt's!
Und wer zu kühl es findet
in Lederzeug und Filz,

Geduld! Mein Maat, wir lenken
nach Süd! Den Seufzer spar.
Wein gibt's in Hafenschänken
und mantellanges Haar!

11

Mein doppelfarbiger Mantel weht weit im Wind.
Ich werde dich *doch* vergessen, du Bürgerkind!
Da drinnen im Häusergedränge warst nah du mir,
die Klippen wissen und Küsten hier nichts von dir!

Ich zähle die Tagereisen von Sylt zum Sund,
dort sind die Schifferkneipen von Röcken bunt.
Die Lieder, die wir dort singen mit trunknem Maul,
die ähneln dem Paternoster wie ich Sankt Paul!

Oft stoßen die Schiffsgesellen sich lachend an:
„Schaut her, unser Stadtmagister ward endlich Mann!“
– Was doch die Sterne glitzernd im Seetang sind!
Ich werde dich *doch* vergessen, du Bürgerskind!

12

Gödeke Michels sprach heiser durch Guss und Gischt:
„Sie haben Klaus Stürzebecher nun doch erwischt!
Sie haben die Schiffe gefangen mit Mann und Maus,
noch mit Wein in den Silberbechern Wichmann und Klaus.
Auf dem Grasbrook zu Hamburg gerichtet, – Meister Rosenfelds Beil
schlug zu,
bis zum Knöchel im Blut gewatet sind seine geschnürten Schuh!
Siebzig Köpfe rollten im Gras nach des Meisters Mahd.
Ach, um den Stürzebecher ist's ewig schad!“

100

Gödeke Michels starrte vom Bug herab:
„Wir woll'n unsre Köpfe einst betten in tiefes Grab!
Hier, wo die See unsre Planken schweratmend wiegt,
wo ganz fern hinter Rauch und Nebel die Küste liegt,
hier, wo uns von jener Küste grautürmiger Stadt
schon manch eine Goldweintonne geblutet hat,
hier, wo wir Bräute und Beute treulich geteilt,
– hier woll'n wir das Stillsein teilen, wenn's uns ereilt!“

Gödeke Michels sprach es und wandte zum Zelt sich hin.
Mir aber will nicht heute ein andres Bild aus dem Sinn:
Auf dem Grasbrook drängen die Leute sich dicht ans Gerüst,
weil jeder gern um das Grauen in brechenden Augen wüsst'.
Sie stehen gedrängt und starren, – die Mütter heben ihr Kind,
und die Mädchen steh'n auf den Zehen, damit sie größer sind.
Und der Büttel streift seine Ärmel vom haarigen Arm,
nur ein Mütterchen in der Menge schluchzt leise: „dass Gott sich
erbarm!“

Und der Büttel greift nach dem Beil und er ruft: „He, du!
Der Lange da, wünsch deinem Haupt eine gute Ruh!“
Und über die Balkenstufen kollert es dumpf,
vornüber fällt blutübergossen Gödeke Michels Rumpf.
Der Büttel reibt blank sein Beil an Kord Bromses Schopf.
Und ein Kopf, der gar nicht vom Rumpf will, das ist mein Kopf!

13

Die Priester im Kirchenchore
beten die Liturgie:
„Libera nos a furore
Normannorum“ beten sie.

So hörte man sie schon beten,
als Gotrik in Friesland gehaust, –
da hat er auch Vländern zertreten
und die Alben der Priester zerzaust!

So klang aus dem Tempelbogen
Karenzas ihr dumpfer Gesang,
hin über die dunklen Wogen, –
bis die Woge Karenza verschlang!

So haben's die Wendlandfahrer
im Tempel zu Redra gehört, –
bis Wendlands Hassbewahrer
den Tempel zu Redra zerstört.

So sangen durch Lübeck im Wandern
die Barfüßermönche im Zug, –
bis von einer Vesper zur andern
der schwarze Tod sie erschlug.

So beten noch heute in Vländern
die Pfaffen und fallen ins Knie,
in wallenden Kirchengewändern,
zur Sonntagsliturgie.

Wir schnellen indessen flügge
landeinwärts, die Wimpel gehisst!
Und brechen ins betende Brügge,
eh die Mette verläutet ist!

14

Auf der Taklung brennt das Abendrot,
auf des Orlogschiffes steilen Borden.
Niederwarf uns nicht der nahe Tod,
nur – dass wir vorher gebunden worden.

Lacht der Graubart, der uns angeseilt:
„Wenn vom Schandpfahl nieder voller Lechzen
euer Schädel nach den Meeren geilt,
wird ein Rabe euch das Requiem krächzen!“

102

Gödeke starrt auf den roten Schaum.
Rot geht unser letzter Tag zur Rüste.
Bläulich schimmert hinterm Klüverbaum
fern ein schmaler Streifen auf: die Küste.

Sieben Meilen noch durch Schaum und Gischt
bis zur Reede sind es, sieben Meilen
bis zum Grasbrook. In den Segeln lischt
schon der Tag. Die Orlogfahrer eilen.

Immer näher wächst die Küste auf
durch die Dämmerung, wie ein Gemäuer.
Unser Leben trug wellab, wellauf
uns im Bannkreis fremder Hafenfeuer.

Alles, was die Sonne wachgeküsst,
irgendeinmal liegt's vor ihr in Scherben, –
sei's darum! Doch auf dem Blutgerüst
soll ein Fluch mir helfen durch das Sterben:

Krämerfolk, das satt und dünkelfaft
unermüdlich schafft, sich zu bereichern,
staubumschüttet deine Seele klafft,
wie das schwarze Tor zu deinen Speichern!

Krämerfolk, das mit der Hülfe geizt,
die als Abfall aus dem Kornsack tropfte,
das entsetzt die wulst'gen Finger spreizt,
wenn ein Bettler an die Hoftür klopfte.

Krämerfolk, das aus dem weichen Bett,
wo sich's sonntäglich und gähnend rekelt,
mit der selbstgefäll'gen Stimme Fett
alle Winde dieser Welt bemäkelt.

O du Krämerfolk, groß wie mein Hass
sollen einst die Meereswellen schlagen,
die aus deinen Speichern Fass um Fass
deinen Hochmut in die Tiefen tragen!

Riss dich's *mit* sich in den Schlund hinein,
speit zurück dich gleich das Wellenspritzen,
denn dein zugemessen Los soll sein:
Nacktgeraubt am Kellerschacht zu sitzen!

An den Straßen, wo du einst stolziert,
sollst du ruhlos zwischen Scherben wühlen,
und, dir fluchend, doch von Gier geschürt,
deines eignen Fluchs Erfüllung fühlen!

Sei verflucht; mit dem, wonach du gräbst,
dir die eigne Seele zu zerstückeln!

Büttel, schleif das Beil bevor du's hebst,
denn wir mögen uns nicht lange bücken!

[4, 4²]

LYRISCHE ZYKLEN
(1917–1927)

Kardinal Luigi D'Este

1

Lass uns die Mandragola trinken,
den Trank, der Glück und Glut verlieh,
Und lass uns tief in Träume sinken
im weißen Schloss von Tivoli!

Wenn durch die dunkelen Zypressen
das Mondlicht auf den Damast spielt,
so sollst du jenen Eid vergessen,
der deines Blutes Jubel kühlt.

So sollst du nur in meinen Armen
um Heil und Heilung für dich fleh'n,
und meiner Lippen Sehnsuchtscharmen
wird deiner Lippen Brand versteh'n.

Dann soll'n die Brunnen draußen tönen,
und unsren Träumen Klang verleih'n,
und meine Liebe wird dich krönen
mit nie geahntem Seligsein.

Lass uns in Purpurnacht versinken,
– bet' morgen, dass dir Gott verzieh! –
Lass uns die Mandragola trinken
im weißen Schloss von Tivoli!

2

Du bist so schön im Kardinalsgewande,
wenn um den Chorrock sich der Purpur bauscht,
wenn segnend du erhebst, im Kerzenbrande,
die weißen Hände über Schuld und Schande
des Volks, das knieend deiner Stimme lauscht.

Du bist noch schöner tausendmal in bleichen
Mondnächten, wenn dein Kleid du abgestreift,
wenn deine Arme sich im Fleh'n erweichen,
wenn deines Nackens Hochmut ohnegleichen,
die Lust des Beugens demutvoll begreift ...

3

Lass uns lieben nur in stillem Trauern,
wie den Traum, dem nie sich Leben gibt,
so wie du in erster Liebe Schauern,
so wie du einst Livia geliebt.

O, ich weiß, wenn du die ungestümen
Arme heiß um meine Schultern schlingst,
wenn, im Schein der Fackelglut des Hymen,
meinen Nacken du ins Kissen zwingst,

O, ich weiß, wie du nach Glück und Gluten,
deine Stirn in Scham und Qual vergräbst,
dass die Tiefen deiner Seele bluten,
dass du besser bist als wie du lebst!

O, ich weiß, wie nach den wilden Nächten
du den Blick entgöttert niederschlägst,
der so stolz du andre weißt zu knechten,
schwer am Fluche deines Blutes trägst!

Lass mich nicht am Besten schuldig werden,
deine Seele wahr' dir makellos,
lass mich nicht ihr Heiligtum gefährden,
denn ich weiß, sie lebt nur, wenn sie groß!

Komm nicht zu mir, wenn der Rosen Schwüle
deinem Park so schwere Sehnsucht gibt.
Lieb' wie du mit sündenloser Kühle
Livia Mirandola geliebt!

108

4

Wir fanden uns, wo der Erkenntnis Bäume
im Lebensgarten schwülen Duftes steh'n.
Die Schwermut unerfüllter Mädchenträume
ließ mich vom Frieden meiner Heimat geh'n.

Wir fanden uns am Saft der Früchte nippen,
des gleichen unbezähmten Blutes wir.
Auf mir die Schwermut ungeküsster Lippen,
die Schwermut heißer Sünden lag auf dir!

5

Madonna, verzeih deinem Kinde,
ich komme gepilgert so weit.
Es rissen Romagnawinde
an meinem Büßerkleid.

Ich bin in Sünde gefallen,
ich bin so tief verzagt.
Nimm Tränen und Korallen,
nimm Ambra und Smaragd!

Ich weiß mir nicht zu helfen,
kann kein Gebet mehr lall'n,
und bin dem stolzen Guelfen
auf Ewigkeit verfall'n.

Wohl will ich reuig büßen,
und spür doch keine Reu,
und tät die wundersüßen
Todsünden gleich aufs neu!

Lehr' hassen mich die Estes,
wie Dante sie gehasst!
Und wenn im Rausch des Festes
nach meiner Hand er fasst,
so mög ich sterben müssen,

zu trotzen dem Begeh'r,
– doch: leben und ihn nicht küssen ...
Madonna, das ist zu schwer!

6

Es ist kein Leid im lärmenden Ferrara,
das Tassos müde Augen nicht versteh'n.
Er trägt der Dichter heilige Tiara:
Die Dornenkrone dunkeler Vergeh'n.

Sie nahmen ihm das Lächeln seiner Blumen,
und seinen Augen allen Sternenschein.
Er träumte Herrscher sich in Königtumen,
und muss ein Höfling nun und Schmeichler sein.

Es muss sein Mund den Karneval besingen,
er, dem verlieh'n der Lieder goldnes Vlies.
Wir seh'n ihn lachen – schluchzen sieht und ringen
der Klostermönch ihn Degli Angelis.

Sie trieben ihn mit ihrer Sünde hohlen
Genüssen von Spital zu Spital.
Sie haben Flug und Feuer ihm gestohlen,
in ihres Leichtsinns buntem Bacchanal.
Er kam herab, uns von den Sternen zeugen,
sie machten ihn zum Knechte ihres Golds.
– – In Tassos müde Hände will ich beugen
mein Haupt, das ohne Frieden ist und Stolz ...

7

Der Wind schlägt an den Erker,
– dass ich nicht schlafen mag –
das Stöhnen aus tiefem Kerker,
drin Don Giulio lag.

110

Er hat die Augen verloren,
mit denen die Sonne er sah:
Er liebte, der Ärmste der Toren,
Madonna Angela!

Ihm war kein Strahl verblieben,
kein Tag, der ihm vergibt:
Es tut nicht gut zu lieben,
was Ipolito liebt!

Man nahm ihm Glanz und Ehren,
nahm alles, was ihm wert:
Es ist nicht gut zu begehren,
was Ipolito begehrt!

Die Holdeste der Holden,
Madonna Angela,
wie lachte sie so golden,
da sie Don Giulio sah!

Sie hat ihr Herz verpfändet
an seiner Augen Brand,
die Augen hat geblendet
ihm Ipolitos Hand!

– Im Kerker lag der Blinde,
schmachvollem Tod geweiht,
und einem gläub'gen Kinde
geschah das erste Leid.

Ein Stöhnen ist geblieben,
das niemals Ruhe gibt ...:
Es tut nicht gut zu lieben,
was schon ein Este liebt!

Des Adlerwappens Glänzen
trank vielen Blutes Born.
Sie kennen keine Grenzen,
in Liebe nicht noch Zorn!

Gewalt bricht jede Veste,
– so ist's Raubvogelbrauch –
so ist's der Traum der Este,
... Luigi träumt ihn auch!

8

Nicht, dass er mich küsste, als wär' ich sein,
zu Lust und Launen ihm eigen,
kann meine Seele ihm nicht verzeih'n,
wenn sich die Schatten neigen,

Noch drückte kein Este die Knie wund
im Beichtstuhl in Buße und Beben.
Sie wussten: viel süßer kann Frauenmund
wildstammelnde Sünden vergeben!

Nicht, dass er so bald schon wird, falterfroh,
im Rausch seine Reue versüßen,
in San Giorgio Crisostomo,
Veronica Franko zu Füßen,

Es brachen die Estes den Treuschwur all,
das weiß, wer sich ihnen gewährte,
es war der Verräter von Roncesvalles
ihr Ahn, der den Treubruch sie lehrte.

Nicht, dass er sich frevelnd im Trotz vergisst,
nicht dass er zertrümmert mein Leben,
– nur: dass meine *Seele* ihm wertlos ist,
kann ich ihm niemals vergeben!

Und wenn ich voll Scham mich ins Kissen press',
verspricht er mir funkelnde Gaben,
als wär', wie ein Mädchen Trasteveres,
für Gold eine Seele zu haben.

112

Wir schlürfen den Faustinianerwein
aus Kelchen, rubinenumwunden,
Die draußen kämpfen am Kehrrechtstein
um Abfall mit unseren Hunden.

Wir träumen in Tempeln von Lorbeer umschmiegt,
hoch über blühendem Lande,
Wo grünlich faulend das Burgwasser liegt,
da schleicht ihre heimliche Schande!

Wir küssen uns lachend, wo Lichtglanz loh
in silbernen Spiegeln sich schimmert,
Sie liegen und küssen auf schimmelndem Stroh,
von Hunger und Seuche unwimmert!

Wir schlummern in syrischen Kissen ein,
die weich uns, wie Himmel umfassen.
Sie schlagen auf sandigen Estrichstein
die fiebergelühenden Wangen!

Wir kühlen die Lippen in Lilienschaum
zum Lächeln des weichen Gewährens.
Wir schmücken die Stirnen mit Perlensaum
die Herzen voll heißen Begehrens.

Sie tragen ihr Laster durch Schlamm und Not,
und wandern verworfen, verwiesen,
Sie werfen sich hin für ein Stücklein Brot,
und enden auf elenden Fliesen!

Wir tanzen und sterben mit Kronen im Haar.
Sie welken im Siechtum vom Leben.
– Weil unsere Sünde süßer war,
wird Gott sie *eher* vergeben? -

In den Fenstern meines Vaterhauses,
nirgend war das Abendrot so hell,
nirgend klang das Lied des Waldgebrauses
hehr, wie ums Viscontische Kastell!

Schuldlos war ich wie des Wildparks Elen,
das vor meinem Schritt nicht scheu entfloh,
Nirgend silberner auf Kapitälen
lag das Mondlicht über Bergamo!

Gib mir wieder, Luigi, meine Träume,
Nirgend auf der Welt träumt man so rein,
wie, wenn San Lorenzos Kuppelsäume
krönt der Morgen mit Mandorlaschein.

Gib mir wieder, Luigi, meine Tränen,
die noch Hass und Sünde nicht versteint,
wie voll wolkenschwerem Mädchensehnen
um Amatis Geige ich geweint.

Furchtlos flog ich auf der weißen Stute,
keine Fesseln kennt Viscontistolz!
Stark umstand der Glaube an das Gute
meines Bettes Therebintenholz.

All die Prunkgemächer Belriguardos,
dessen Sonne keinen Abend hat,
blassen vor den Fresken Leonardos,
in dem Dome meiner Vaterstadt.

Gib mir wieder, Luigi, meine stillen
Wünsche, die der Meister mich gelehrt,
meiner Kindheit flügelstarken Willen,
den kein Giftpfeil schwerer Schuld versehrt!

Nirgend sind so süß der Erde Trauben,
wie daheim, wo blau der Lambro wellt ...
Gib mir wieder meinen Mädchenglauben,
den Ferraras Nächte mir zerschellt!

11

Alles Leid, das durch die falschen Flammen
deiner grauen Augen mir erwacht,
trag zum Scheiterhaufen ich zusammen,
und einst will ich dich zum Tod verdammen
in dem Feuer, das du selbst entfacht!

O, dies Feuer soll dich ganz verwüsten,
wenn du Gast in meinem Hochzeitssaal.
Meine Blicke, die dich achtlos grüßten,
soll'n erwecken deiner ungebüßten
Leidenschaften allertiefste Qual!

Wenn aus Fackelgluten sich zur Rüste
neigt die Nacht zu märchenvoller Ruh,
– kühl, als ob von dir er nichts mehr wüsste,
trinkt mein Mund, der tausendmal geküsste,
einem andren süße Kelche zu.

Und beim Liebeslied der letzten Leier,
sprech' ich abschiednehmend: „Kardinal,
nehmt die Rosen meiner Hochzeitsfeier!“
Und ich lös die purpurnste vom Schleier,
und ich folge grüßend dem Gemahl.

Heiße Wünsche trägt auch ein Farnese.
Heiße Wünsche lehrtest du erfüll'n!
Jung und strahlend wartet der Marchese ...
Wenn ich Qual in deinen Augen lese,
wird kein Blick dir meine Qual enthüll'n!

Und die Träume, die in dir erwachen,
dass du bebend deine Stirne senkst,
soll der Rosenduft zu Feuern fachen!
Lachen will ich, o, dann will ich lachen,
dass du jede Nacht daran gedenkst!

12

Zwischen den Altansäulen
wandert mein Blick landauf.
Thrazische Hunde heulen
drunten im Zwinger auf.

Immer noch suchst du versonnen,
Sehnsucht, wann brichst du, ins Knie?
Silbern klangen die Bronnen
einstens in Tivoli ...

Leben, wann wirst du entfärben,
endlich der Träume Glut?
Träume, wann werdet ihr sterben,
wann wirst du stille, mein Blut?

Bin auf dies Schloss gezogen,
lachend in bräutlicher Zier.
Luigi! Es war gelogen:
nun sei ich frei von dir!

Nur meine Füße wandern
über des Parkes Kies.
Herz, du bliebst bei dem andern,
den ich voll Zorn verließ.

Nur meine Lippen grüßen
laut dieser Tore Pracht,
meine Seele geht büßen,
heimatlos durch die Nacht.

116

Ob noch so tief die Zypressen
rauschen am Aniofluss? ...
Kann man sich selbst vergessen,
wenn man noch leben muss?

Ob auch die Lippen sich pressen
blutig in trotziger Lust,
Kann man den Sturm vergessen,
dem man sich beugen gemusst?

Wollte nur Frieden finden,
zahn ward mir Wunsch und Sinn.
Könnte ich nur verwinden,
dass ich entwurzelt bin!

Hin, wo die Träume horsten,
findet mein Schritt sich nie ---
Fern hinter blauen Forsten
liegt Tivoli ...

[3, 3²]

Lieder der Mona Lisa

1

Du bist von denen, die sich zu verschwenden
gekommen sind, Licht, das nicht anders kann.
Die Welt ist angerührt von deinen Händen.
Die auf dein Werk die Jüngerblicke wenden,
siehst du aus gnadenreichen Augen an.

Kein Dichter ist, dem nicht aus jedem Carmen
die eigne Seele unaufhaltsam klafft.
Halt ich auch niemals dich in meinen Armen,
– aus Bild und Bauwerk lächelt dein Erbarmen,
– weil jeder Schöpfer stets sich selber schafft.

2 Savonarola

Damals war es, als das blaue Land
durch die Ranken meines Söllers strahlte,
als der Meister, mir noch unbekannt,
an den Zügen seines Heilands malte.

Durch Florenz, das immer taumeltoll
jauchzend lärmt zu jauchzender Viola,
ein Gewitter ohnegleichen schwoll
aus der Seele des Savonarola.

„O du Stadt des Lasters und der Lust,
o du Stadt der segenlosen Liebe,
die du sündigst reulos und bewusst,
sei verflucht, du frevelndes Getriebe!“

Keines Weihrauchs sänft'gendes Arom
ließ sein Zorn zu seinem Gotte schwelen,
alles Erdreich nahm er sich zum Dom,
und im Beichtstuhl brach er alle Seelen.

118

Wächserbleich, die Hände bannbereit,
der sich selbst Barmherzigkeit versagte,
doch in seiner großen Dürftigkeit
strickunggürtet er ein Heil'ger ragte.

Aller Jubel brach sich mit Gekreisch
unterm Fieberblick des harten Mahners.
Tausendwundig blutete das Fleisch
von der Geißel des Dominikaners.

„O du larvenflitterndes Florenz,
brenn zu Asche, was dein Stolz geschichtet,
deine Stirn mit scharfen Dornen kränzt,
eh dich Gott am Schächerkreuze richtet!“

Meine Truhen hab ich *nicht* verbrannt,
als die Scheiterhaufen aufgelodert.
Doch, mir dünkt seitdem: auf allem Tand
liegt ein Hauch, als wär' er schon vermodert.

Und das Dunkel eines Nonnentuchs
deckt die Himmel, die mir nicht mehr offen,
denn es hat ein Strahl des grellen Fluchs
meine Seele damals mitgetroffen.

3

Dämm' rung, die der Masken Schreie mildert,
und was aufbegehrt beiseite schiebt,
die das Leben, das zu bunt gebildet,
nur von ferne, wie ein Kranker liebt.

Wie ein Müder und Sehr- weit- Gereister,
dem vor Rückkehr bangt und lautem Ruf.
Dämm' rung ist, so sprach zu mir der Meister,
ein Geschenk, das Gott für *uns* erschuf.

4 Florenz

Seit ich mit deinen Augen alles fasse,
ward alles gut. Sanftmütig sieht der Mond
ins Loggiafenster, durch die Winkelgasse
aufs steile Haus, wo Botticelli wohnt.

Die Maulbeerbäume vor den Klostertoren
erschauern, wenn ein Windhauch sie durchharft,
dann schimmert durch die Zweige weltverloren
ein Licht, das ew'ge Einsamkeit entlarvt.

Der Arno spiegelt der Paläste Zinnen;
vermählt und spült, was wehmutsvoll und froh,
die Lieder heimgekehrter Winzerinnen
ins Glockenläuten von San Spirito.

Und über Tore, Türme und Fassaden
erwächst der Dom weitschattend aus der Stadt,
die eine Meisterhand von Gottes Gnaden
in silberblaue Nacht gemeißelt hat.

– Seit ich Florenz mit deinen Augen sehe,
blüht's in mein Fenster, das sich weit erschließt.
Gott mög' verhüten, dass mir's jeh gescheh',
Florenz zu sehn – wenn *du* es nicht mehr siehst!

5

Zitternd im Weihrauchflore
züngeln die Kerzen hinan;
Santa Maria del Fiore
hält den Atem an.

Büßende Herzen reichen
ihre Opfer dar.
Stille! Das Wandlungszeichen
läutet vom Hochaltar.

Allen, die sich kasteien,
allen, die reglos knien,
wird ein großes Verzeihen,
– mir wird nicht verzieh'n.

Nicht meine Unrast mildern
konnte der Hostie Strahl – –
Zu den Madonnenbildern
irrt meines Blickes Qual.

Drüben im Seitenschiffe
schaut sie vom Pfeilerbau; –
ob sie mein Leid begriffe,
unsere Liebe Frau?

Ihre Lider sind milde,
ihre Lippen sind heiß.
Glühen sie nur im Bilde,
glühten sie ihm? Wer weiß ...

Ihre Augen verschwammen,
da sie dem Meister nah,
der sie in seinen Flammen
einst als Madonna sah ...

Jäh erweckt mich ein Grauen,
– ist die Monstranz verstrahlt?
... Wieviel schöne Frauen
hat er vor mir gemalt ...

6

Dass ich mehr vom Leben weiß, als meine
Augen ihm zu wissen geben, sagt
Leonardo, wenn im Dämmerlicht
seine Künstlersehnsucht nach mir fragt.

Seine Hände, die gewaltsam fassten
in mein Schicksal, das ihm offen steh,
manchmal scheu an einem Schatten tasten,
der, ihm fremd, um meine Lippen geht.

„Was, Madonna, wandert keinem sichtbar
durch die Nächte eures Einsamseins?
Unverwirklichbar und unbeschwichtbar,
ist's ein Lächeln, oder ist es keins?

Rührt's von Wünschen, deren Flug ihr scheutet,
rührt's von flackernder Erwartung her?“

Während er an meinem Lächeln deutet,
lächelt meine Seele längst nicht mehr. –

7 Michelangelo

Leonardo zagt und löscht sich aus,
wenn sein Pinsel einmal sich ihm weigert,
fühlt die Enge seines Lebensbaus
bis zur Unerträglichkeit gesteigert.

Aber das ist Michelangelo,
dessen Blick durch Marmorblöcke geistert:
Seine spröden Werke würgt er so
wütend, bis sie seine Hand gemeistert.

Leonardo vor dem Abendmahl
sann Jahrzehnte, eh er es vollendet,
und hat dennoch, als ihn pries der Saal,
seine Augen unerlöst gewendet.

Aber das ist Michelangelo,
dessen Werke wenig Monde weißeln:
ist der Tag ihm nicht zu Willen, so
knechtet er die Nächte sich zu Geißeln.

Leonardos Lächeln ohne Hass
blickt bewundernd auf des andern Werke.
Michelangelo verzeiht ihm das
nie, – denn lächeln kann man nur aus Stärke –

8

Er liebt die Leinwand und liebt den Stein,
durch die er ein Denkmal sich setzt.
Und wie er die Leinwand liebt, mag sein,
liebt meine Augen er jetzt.

Noch habe ich Stolz genug im Blick,
der stärker als Wunsch ist und Weh,
ihm nicht hinzubluten mein Geschick
wie sein Weinberg bei Fiesole.

Doch glüh'n meine Lippen opferbereit,
trotz der Blicke verschleierndem Glanz,
– mit der gleichen Inbrunst malt er ihr Leid,
wie die Falten meines Gewands.

Er nahm, die er willig und reif befand,
mich hin: als ein Blatt seines Ruhms.
Ich bin ihm ein priesterlich Messgewand
im Dienst seines Künstlertums.

Ich bin ihm nur Spiegel und Marmorblock,
seinem Blute ein leblos Gefäß.
Ich wollte, ich wäre ein Rebenstock
auf den Hügeln Fiesoles ...

9 Rafael

Einst im Garten, wo in Diamanten
sich des Springbrunns weiße Sehnsucht bricht,
von den Fresken eines Unbekannten
sprach der Meister mir im Abendlicht.

Und mir war es: sichtbar kaum ein Schatten
hat die Blauheit seines Blicks entfärbt,
wie das melancholische Ermatten
eines Fürsten, der sein Reich vererbt.

„Einer ist und wird der Einz'ge werden,
den die Nachwelt unverdüstert liebt,
weil ihn nicht die Irrungen gefährden
der Vergänglichkeit, die uns umgibt.

Seine frauenhaften Augen weiten
sich im Schauen, heiß und herb zugleich,
wie Madonnen, die durch alle Zeiten
grüßen aus unwandelbarem Reich.

Seine Hände, seine knabenschmalen,
weisen Wege, deren Ziel noch fremd,
doch es ist, als lösten sie beim Malen
alle Rätsel, deren Reif uns hemmt.

Zwar, er könnte vieles von mir lernen,
weil, kaum flügge noch, sein Flug entgleist.
Aber Licht von sehr viel größeren Sternen
hat gesegnet Augen ihm und Geist.

Meine Wünsche übte ich zu zügeln, –
in den Himmel greifend, griff ich fehl.
Einer ist, der wird mich überflügeln.
Wenn ich sterbe – lebt noch Rafael!“

10 Vor dem „Abendmahl“.

Über Mailands Rosenhagen lag
sanft die Nacht. Mariens Mönche schliefen.
Aus der Zelle, wo in Fron sein Tag
sich zermürbte, Leonardo schrak:
Fernher kam's wie Worte, die ihn riefen.

Übers Wandbrett geisterte der Mond
durch die Fenster glitzernde Facetten,
über Götter, die er längst entthront,
über Liebe, die sich nicht gelohnt,
über Firnis, Pinsel und Paletten.

Der ihm feind, der Schüler einer, schrie,
schrie's im Schlaf: „Du sollst es büßen, Meister,
dass so groß du bist und ich dir nie
gleichkomm ...“ Leonardo sank ins Knie:
„Herr! Nun schau ich Dich – ein ganz Verwaister.

Juda ging – und Du, sein Heiland, bliebst
in des Heilandschicksals schwersten Ketten,
wissend: Menschen sind, die *so* Du liebst,
dass Du tausend Toden preis Dich gibst,
tausend Toden – *ohne* sie zu retten!“

Einmal sprach der Meister mir vom Gram
jener Nacht, die sich gen Himmel grämte;
von der Not, die ihn versuchen kam
unaufhörlich: nichts legt uns so lahm,
als der Ohnmacht *glauben*, die uns lähmte!

– – Doch liegt tatlos jetzt die Hand im Schoß,
und in Zweifel sein Gemüt gekettet, –
jäh, das weiß ich, reißt er doch sich los,
und er malt, noch nie zuvor so groß,
dann das Bild, das seine Seele rettet!

11 Leonardos Lied

Mir ist ganz, als ob sie kommen müsste,
ehe Tag und Abend sich vermählt,
mit dem Lächeln, das ich niemals küsste,
das mich darum jetzt so seltsam quält.

Lag sie offen nicht als tiefer Bronn da,
der sich kühl und unerschöpflich gibt –
Hab ich Mona Lisa del Gioconda
nur bewundert oder auch geliebt?

Hab die Jahre ich wohl recht gefeiert,
oder dennoch an mir selbst gekrankt?
Wenn sie ihre blasse Stirn entschleiert,
hab ich jemals ihr dafür gedankt?

Heut erst fass ich, was der Schmerz gewesen,
den ihr letztes Grüßen mir verzieh:
dass ich nie an ihrem Gruß genesen,
dass Florenz mir schön war ohne sie.

Meinen Wünschen, und nur Wünsche blieben's,
weil mich Kampf zermürbte, nicht gestählt,
hat die Unbarmherzigkeit des Liebens,
das darob die Welt vergisst, gefehlt.

Nicht zur Sturmflut hab ich werden wollen,
die ihr Schicksal aus den Fugen hob.
Doch vielleicht hätt' ich ihr sagen sollen,
dass mein Herz Legenden um sie wob.

Ja, vielleicht hätt' ich ihr einmal leise
sagen sollen, dass sie lieb mir sei.
Aber nie kehrt sie von ihrer Reise,
ihre Stunde dämmerte vorbei.

Eine Gasse rauhdurchwehter Bergstadt
lauschte ihres Lebens letztem Schritt.
Sie verließ es still wie meine Werkstatt,
und ich schuld' an ihrer Schwermut mit.

Hat sie einmal mich noch sehen wollen,
als der Schleier sank, der sie verhüllt?
War ihr fortzugehen schwer mit vollen
Händen, ehe meine sie gefüllt?

Mir ist ganz, als ob sie kommen müsste
einmal noch, vergebungsvoll und still,
alle Süße, die ich niemals küsste,
ich behutsam aus ihr lösen will.

Abendgolden, wie es sie umspinn, da
sie hier weilte, tritt sie in mein Haus ...
– Aber Mona Lisa del Gioconda
löscht ihr unerforschtes Lächeln aus. –

[4, 4²]

Giovanni Pico della Mirandola

1

Wir sind ein Geschlecht von lüsternen Raubtier-Rittern,
lüstern nach Gold, das in Flechten und Fässern fließt,
lüstern nach Blut, dessen heimliches Wollustzittern
niemals geküsste Lippe verschämt verschleißt.

Wir sind ein Geschlecht, das der Feinde Schilde durchsiebte,
ging es in Tjost und Tournieren um Weib und Ehr.
Und hatte der Abt von Pomposa einst tausend Geliebte,
mein Vater, Graf Ugo Maria, hatte wohl mehr!

Wir sind ein Geschlecht, dessen zuckender Dolch so lose,
dass er die Rippen im Ruhen uns wund gedrückt.
Im Blick die Schönheit der, nun nicht mehr herben, Rose,
die wir aus irgendwelch fremdem Garten gepflückt.

Wir sind ein Geschlecht, das keinen Prälaten erzogen,
dem keine Ampel am Betstuhl entzündet ward.
Wir haben die Nächte durchlacht, durchliebt und durchlogen,
und die Weine Mirandolas nicht zu Messwein gespart!

Wir sind ein Geschlecht, das beim Gastmahl sich Frauen wählte,
aus Nachbar-Nestern, von Gitter und Wall umschanzt.
Die haben gelacht, wenn ihr Gatte fluchte und fehlte,
und haben die Nächte mit andren durchtollt und durchtanzt.

Wir sind ein Geschlecht von lüsternen Adlerrittern,
nur Einer zog werben ein Täubchen, dem Horst so weit.
Ihn trieb im Blute eines von tausend Gewittern, –
– das war mein Vater, der in der Fremde gefreit!

Wir sind ein Geschlecht von Würflern und Waidgesellen, –
nur Einer, wenn er bei Nacht durch Spelunken strich,
sehnt wund sich nach Sternen, um seine Nacht zu erhellen,
und um von sich selbst zu genesen – und der bin ich!

2

Ich möchte manche Nächte
ein Mönch von San Marco sein,
dass mich zum Frieden brächte
des Kreuzgangs Dämmerchein.

Ich wollte in manchen Nächten,
ich hätte die Büberkraft,
um Leib und Leben zu knechten
zu den Wonnen der Bettlerschaft.

Ich wollte in manchen Nächten,
ich könnte so kindlich froh
Madonnen mit Glanz umflechten,
wie Fra Angelico.

Ich tät so viel Heilige malen
als mein Goldpastell erlaubt,
– vielleicht von all ihren Strahlen
fiel einer mir selbst aufs Haupt!

3

Meine Mutter, da sie lag im Sterben,
nahm vom schwächt'gen Hals ihr Amulett.
„Auf dass nie ein Weib ihn mög' verderben,
o Maria, seine Seele rett!

Bleib ihm nah, wenn ich von ihm gegangen!“
Mühsam röchelnd schon ihr Atem zog,
als ihr Heiligstes sie umgehungen
meinem Nacken, der sich vor ihr bog.

Meine Mutter ist schon längst gestorben.
Mir am Halse bebt das Amulett,
wenn zu Einer, die mein Wunsch geworden,
ich mich niederbeug aufs Ruhebett.

Wenn sie sich mit gierigwildem Kusse
an mich presst mit ungestümer Glut,
leise klirrt's im goldenen Verschlusse,
wo Mariens bleiches Bildnis ruht.

So am Halse hängen sie mir beide
in so mancher durstdurchstürmten Nacht!
Meiner *Seele* anzutun ein Leide,
dazu gebe *keiner* ich die Macht!

4

Ein Pio, ein Pico, ein Pallavicini, –
das Fasten und Beichten, das kümmerte ihn nie.
Ein Mönch mag sich ducken im Kloster fein stille
und beten: Herr Gott, es geschehe dein Wille!

So weit doch ans Reisfeld die Po-Wellen rollen,
geschieht, was die Pios und Picos wollen!
Die Raubvogelaugen sie kennen einander;
und Rom ist so weit, und so weit Alexander!

Am Samtbarett Federn mit nickendem Gruße,
verschwiegen die Nischen der Burg wie zur Buße.
Im Wappen ein Blitz, und ein Blitzen im Blicke,
die Geige im Arm, und der Stolz im Genicke.

Gewalttätig grausam, verschlagene Panther,
sie wären als Priester gesucht und Gesandter,
doch lachen der Würden, die ihnen geboten,
von Wein und von Weibern berauschte Despoten.

Das ist ihre Würde: die Wälder durchjagen,
von Wildschwein und Elen Trophäen zu tragen,
an faulendem Burgteich in festlichen Sälen
die Nächte durchjubeln mit trunkenen Kehlen.

Vom Gastmahl zu Minicio zum Gastmahl Maggiore,
wer Kopfweh bekommen, im Reiten verlor es;
wer Sorgen hat, würfle das Spiel durcheinander!
Ach, Rom ist so weit und so weit Alexander!

Die Erde gehört, – nur am Grenzpfahl ist Finis, –
den Pios, den Picos, den Pallavicinis!

5

Was ich bin, ward ich in dieser Nacht,
was ich war, hab ich in ihr begraben,
was ich morgen sein werd, frag die Fracht
meiner Fahrten, die nicht Häfen haben.

Was du bist, die heut ich Herrin heiß,
weiß ich nicht, noch such ich's zu ergründen,
wenn ich dich, die alabasterweiß,
mit mir stürz durch alle meine Sünden.

Aber immer, wenn ich dich besitz,
– *eine* von den vielen Allzugleichen, –
fühl ich zündend: zünden kann der Blitz
nur verirrt aus seinen Himmelreichen.

Ich versenge dich, wie bist du schlank!
Lach, du bist so schön in deinem Lachen!
Wenn ich aufwach', bin ich heimwehkrank
nach dem Himmelreich, aus dem ich sank;
– Liebste lach, noch will ich nicht erwachen!

6

Ich will ihr, die Rom verbannte,
einen Tempel erbau'n, der bezeugt;
dass er San Croce und Sante
Maria Novella beugt!

Dort sollen grollende Wetter
das „Mea culpa“ verweh'n;
Giganten und Griechengötter
soll'n wieder auferstehn!

Nicht Heilige hingepinselt
von Cosimo Turas Huld,
vor denen man weint und winselt,
als wär' man am Sündenfall schuld!

Dort sollen nicht Sieger siechen,
von Demut und Drangsal stumm,
dort lebt die Größe der Griechen
ihr Evangelium!

Dort duckt nicht, in Schlafheit und Zagen,
die Menschheit, – sie forscht und fragt
die tausend lodernden Fragen,
aus denen die Wahrheit tagt.

Zerstürzt liegt mit Mörtelwänden
der Priesterschaft Prahlerei,
die blöden verblassten Legenden
vom Baum, der verboten sei.

Ich will eure Kerker schleifen,
mit gnadenlos gütiger Hand,
und euch lehren aufzureifen
zur Gottheit von Griechenland!

7

Wenn ich ungezählte Mädchen küsste,
war ich durstig nach der nächsten nur,
nach der *einen*, die ich nirgend wüsste,
die der Traum des letzten Troubadour!

Tausend Mädchen machen nicht vergessen
jene *eine*, die ich nicht besaß,
und nur, weil ich niemals sie besessen,
bleibt sie die, die niemals ich vergaß.

Aber heute dem Campagnawinde
gab ich Sehnsucht und Vermächtnis hin:
Dass er irgendwelchem fremden Kinde
sagen möchte, wie ich treu ihm bin.

Und nun trägt er meinen hemmungslosen
Atem Wege, die mein Schritt nicht kennt,
und vielleicht wird einmal unter Rosen
eine blüh'n, die wie ein Schicksal brennt.

Und vielleicht wird einst in sterndurchlohten
stummen Nächten Einer sein, der weint,
der die Schwermut eines längst schon Toten
einem Liede eigner Schwermut eint.

Und vielleicht wird einst ein Dom erschaffen,
der aus Qualm und Gassendunst ersteigt,
des Portale so voll Fernweh klaffen,
dass ein großer Gott sich auf sie neigt.

– Der sie schuf, weiß nicht, sich zu besinnen,
wie ihm Schmerz und Gnadentum geschah,
– dass verwehte Träume ihn durchrinnen
eines Pico von Mirandola ...

8

Soll ich keines Gastmahls Rausch mehr schlürfen,
wenn aus grünem Burgteich steigt der Lenz?
Nie, selbst schaffend, mich enträtseln dürfen;
niemals mehr Jahrtausende durchschürfen
in den Heiligtümern von Florenz?

Allzusterblich ward mein Tag bemessen,
und ein Windstoß löscht sein Licht im Spiel,
wie aus der Umarmung der Cypressen
er ein marmorn Götterbild vermessen
niederstürzt, des Hoheit ihm missfiel.

Um die Villa, aus den Buxbaumhecken,
wachsen schwere Schatten schon herauf.
Schreckhaft zucken meines Windlichts Flecken
auf den Kies. Im schwarzen Parke recken
sich die weißen, weißen Lilien auf.

Soll ich so ins Lautlose versieden,
staunend *wer* mich und *wozu* erwählt?
Ohne Frucht in Händen, ohne Frieden,
zu den Füßen kühler Karyatiden,
deren Schlankheit meine Nächte quält?

Allem, was unfasslich, war ich eigen.
Wer erfasst, wie unerlöst ich geh? ...
Keine Antwort kommt mir aus dem Schweigen --
Nur die weißen, weißen Lilien steigen
in den Mondschein von Fiesole ...

[4, 4²]

Mose
(1924, ²1927, 1961)

1 Worte aus der Wüste

Ich bin eines andern Stammes und Stands
als wer immer die Hand mir reicht.
Ich habe die Wunder Ägypterlands
zu gierig empfangen vielleicht.

Ich war ein geliebtestes Königskind
in den Schlössern, die nirgendwo
so überwältigend herrlich sind
wie im Reiche des Pharao.

Ich habe geliebt, von Abscheu verzerrt,
was die Sonne des Nillands sott,
was aussatzerfressen im Kehricht plärrt
nach Abfall und Scherben und – Gott!

Doch wenn des Tages brütender Brand
vor den Sternen der Nilnacht floh,
mir legte aufs Haupt ihre kühle Hand
die Tochter des Pharao.

Ich trug meines Volkes schwarzes Gelock
über goldenspangigem Kleid,
und trug doch unter dem prunkenden Rock
das alte Hebräerleid.

Und trug doch unter dem Flittersaum
in Gemächern von Festglanz loh,
eines Bettlerhasses schwelenden Traum
durch die Säle des Pharao.

Mein Volk, dessen Fronschaft mein Herz zerriss,
ich hab's wie mich selber gehasst,
dem im Priesterschloss von Heliopolis
die Augen Jehovas verblasst.

Dies ist der Fluch, vor dem Zuflucht gibt
auf Erden nirgendwo:
dass ich mehr als meine Mutter geliebt
die Tochter des Pharaos!

2

Alles sind nur Symbole
Eines, der anders lebt;
doch dieser Welt zum Wohle,
dient nur der sichtbar, hohle
Trug, der am Staube klebt.
Spur und Weg sind Idole,
die einer Gottheit Sohle
flüchtig ins Sandmeer gräbt.

Kampf und Sieg und Beschwerden
wollte vielleicht Sein Haupt.
Aber mit Lächelgebärden
hat Er zu schwere Erden
sich vom Ärmel gestaubt. –
Sollt es die Sonne gefährden,
dass von den Wolkenherden,
eine im Dürstwerden,
irrend sie glanzlos glaubt?

Alles sind nur Agraffen
dunkelen Mantelsaums,
den wir mit viel zu schlaffen
Händen manchmal erraffen
nahe dem Abgrund des Raums. –
Aber wer trägt die Waffen,
die uns zu Hütern schaffen

Seines Erkenntnisbaums?
Alles sind Hieroglyphen,
was unser Auge begreift,
die über Wassertiefen
rieselnde Kreise liefen,
wenn sie ein Steinchen streift.
Worte, die von Ihm triefen,
hätten, wenn jäh sie riefen,
uns zu Tode gereift.

Alles sind Schleierfalten,
die unser Tasten verwühlt.
Unsere Wünsche umkrallten
oft sie, um festzuhalten,
was ihr Rauschen umspült.
Doch nur ihr eignes Erkalten
haben, die wild sich halten,
diese Hände gefühlt.

Alles sind doch nur Rahmen
Eines, den keiner denkt.
Alle Gleichnisse lahmen;
weil sie von weither kamen,
sind sie so fremd und verrenkt.
Ach, Er hat Harfen voll Namen,
wär' nur von all Seinen Samen,
mit gewaltigem Amen,
einer in mich gesenkt!

3

Herr, ich bin nichts vor dir, du aber schufst
aus einem Staubkorn eine ganze Erde.
So lass dich's freuen, dass du mich berufst
als Tau, der kündet, dass es Morgen werde.

Wenn ich zerschelle, Herr, ist's das Geschick
von allen Tropfen deiner Wetterwolke.
Was liegt daran? Lenkt's dankbar nur den Blick
gen Himmel einem durstverdorrten Volke!

4 Vor dem Auszug

So spricht der Herr durch mich, den Er erkoren:
Ich will euch führen aus der Knechtschaft Toren.
Scharf ist mein Schwert, allmächtig ist mein Arm.
Schnürt eure Schuhe, gürtet eure Lenden
und nehmt den Stab der Wanderschaft zu Händen!
Dies ist der Abend, da ich mich erbarm.

Ich hab Ägyptenland im Zorn geschlagen
mit Finsternis und unerhörten Plagen,
die meine Wolke hagelnd niederspie.
In Hof und Höhle, zwischen gift'gen Nattern,
lag hingestreckt das Volk in Blut und Blattern,
bis der Verstockten Herz um Gnade schrie.

Noch einmal schlag ich, die mich *so* nur fühlen:
Die Erstgeburt der Mägde an den Mühlen
erwürg ich wie den Erben Pharaos.
Dann wird ein Wehgeheul die Luft zerreißen,
und Pharaos wird selbst euch ziehen heißen,
weil euer Gott dem Störrischen zu groß.

So spricht der Herr: Ihr sollt das Brot nicht säuern;
im Eisenbecken auf versteckten Feuern
bereitet eurem Haus das Passahmahl.
Und mit dem Blut des Lamms, das ihr geschlachtet,
bestreicht der Pforte Pfosten, wenn es nachtet,
dass euch mein Engel meide bei der Wahl.

Dahinten lasset, eh der Morgen graue,
nicht Greis noch Kind, noch eines Kindes Klaue.
Ich bin der Blick, der alle Schritte zählt.
Ich bin das Ohr, das eures Elends Awe
und jeden Peitschenschlag vernahm, der Jahwe,
zu dem kein Opfer ungesehen schwelt.

Legt ab die Furcht und bleibt mir in Bekehrung
unwandelbar, – dann soll euch Ziel und Zehrung
nicht mangeln, denn ich bin ein guter Hirt.
Ich bin des Windflugs und der Flut Gebieter
und führ zum Weideplatz der Kananiter
die Lämmerschar, die an mir hangen wird.

So spricht der Herr. – Ich, Mose, bin der Säer
des Grußes, den der König der Ebräer
dem Volk, das seinem Herzen nah ist, gibt.
Seid wach! Schon über Diensthaus und Umkettung
blüht blau die Ferne auf, das Reich der Rettung!
Lobsingt Ihm, der euch je und je geliebt!

5 Wüstengrab

Das erste Grab in der Wüste – eine Mutter verscharrte ihr Kind
am Pfahl, wo die Wege gen Mittnacht noch sichtbar sind,
und sie riss ihre Kleider zu Fetzen und raufte ihr Haar,
und schrie mit einer Stimme, die staubverschüttet war:
„Mose, Mose, du bist's, der von Herd und Heimstatt uns trieb!
Wie hatte mein Kind sein Bänkchen am Haustor lieb.
Was risst du aus seinem Winkel vom Spielzeug es fort,
jetzt liegt es im Wüstensande, von Durst verdorrt.
Wie hob es die Ärmchen jüngst und jauchzte mich an.
Jetzt rieselt ihm Sand in das Mündchen, das nie mehr jauchzen kann.
Mose, du hast es mit deinen Lügen erwürgt,
der du unseren Kindern Milch und Honig verbürgt!
Milch und Honig! Ha, Mose, wo flossen sie,
als meines Kindes Kehle sich heiser schrie?
Als mein Kind sich reckte und krümmte im Todeskrampf,
röchelnd nach Kühlung im brennenden Wüstendampf?
Rieselnden Sand griff ich auf, ihm als letztes Mahl,
in rieselndem Sand lag sein Köpfchen verzerrt und fahl –
,Mutter, mich dürstet – Mutter mich dürstet so sehr ...'
hat es drei Tag lang gewimmert, dann konnt' es nicht mehr.
Über der Stirne klebten im Todesschweiß

schwarz seine Löckchen, die ich geliebt so heiß.
Mose, Mose, verflucht sei dein falscher Gott,
der uns im Wüstenbrände die Seele sott!
Keinen Schritt geh ich weiter, scharr hier mich ein!
Soll denn mein Kindlein liegen so ganz allein?
Furchtsam ist's; wenn der Nachtwind durchs Sandmeer schlurrt,
wenn in den Höhlen im Schlafe ein Schakal knurrt,
zitternd erwacht dann mein Kindlein und schreit nach mir, –
keinen Schritt in das Fernland mehr folg ich Dir.
Hörst du mein Kindlein weinen ... und treibst noch Spott; –
Gib ihm zu trinken, o Du verfluchter Gott!“

6 Das goldene Kalb

Nieder zwang im ungestümen Herzen
Mose seinen Mannestrotz und Stolz,
als er seinen Stolz und seine Schmerzen
in die Tafeln des Gesetzes schmolz.

In den Augen trug er noch die Siege
aus den Einsamkeiten Sinaï's,
als ihm war, als ob ein Jauchzen fliege
grell im Nachtwind, der vom Lager blies.

Schneller trugen seine müden Schritte,
– und die Last war schwer – ihn hürdenwärts.
Auf den Tafeln leuchteten die Schnitte,
die er zehnfach schnitt auch in sein Herz.

Seine Lippen formten an den Worten:
„Höret ‚Der Ich sein werd, werd Ich sein‘
spricht zu euch: noch sind der Heimstatt Pforten
fern, doch findet, wer mir folgt, hinein!“

Moses Schultern bringen heil'ge Bürde,
Du, mein Israel, bewahre sie!“
– – Er erschrak – aus einer Dickichthürde
trunkner Jauchzer ihm entgegenschrie.

Aus den Armen, die sie eng umschlangen,
riss ein junges Weib sich kreischend los,
und warf taumelnd mit erhitzten Wangen
Mose sich entgegen, wirr und bloß.

„Komm nur, komm! Die Feier ist im Gange,
du nur fehlst noch! Horch, wie hell das dröhnt!
Juble, Mose, juble! Ach, wie lange
hatten wir des Jubels uns entwöhnt!

Meine Ringe warf ich hin und Spangen,
und den Gürtel hat ich auch zerfetzt,
und bin nackt in Assers Zelt gegangen,
doch er sagt, ich sei noch schöner jetzt.

Alle Weiber taten Gleiches heute,
bis die Flamme allen Flitter sott.
Keinen Goldschmuck haben mehr die Bräute,
aber dafür einen neuen Gott!“

Und sie lachte laut im Taumeltanze,
um die Hüften schlug ihr rostrot Haar.
„Nicht so spröde, Mose, horch, das ganze
Volk ist trunken, wie noch nie es war!

Und wenn ich auch keinen Gürtel trage,
und kein Gold im Brautkleid – meinethalb!
Dafür haben wir doch alle Tage
jetzt vor Augen unser goldnes Kalb!

Aaron ließ mit Rebwein uns bewirten,
und so bleibt es alle Nächte jetzt.
Denn der fremde Gott, zu dem wir irrten,
ist durch einen größeren ersetzt!

Juble, Mose!“ – Mose starrt und wendet
sich vom Weib verstörten Angesichts:
„Was geschah, indessen ich geblendet
Gott erkannte, – Asser, birg mir nichts!

Was dies Weib mit trunkner Zunge lallte,
ist es wahr?!“ – „Ja, Mose, du bliebst lang,
und die Wolke, die sich um dich ballte,
unsre Ängste in die Knie zwang!

Und so ohne Stab und ohne Sterne,
und so ohne Licht und ohne dich, –
und das Land, von dem du sprichst, so ferne,
und dein Gott so fremd und fürchterlich!

Und da gossen wir, das Volk erbat es,
einen Gott, der niemals uns verlässt,
der uns führen soll, – und Aaron tat es, –
und jetzt feiern wir sein Krönungsfest!“

Flammend schlug sich Mose eine Gasse,
und sein Zorn stieg ohnegleichen wohl,
und er sah, umtanzt von trunkner Masse,
ihres Gottes goldenes Symbol.

Prunkend stand's, getränkt in Öl und Salbe,
laut umjauchzt. Da hob des Sinaï
Tafeln er und warf sie nach dem Kalbe.
– Aber stärker war das Kalb als sie!

„Lass es sein!“ rief Aaron, „endlich einte
diese Tollheit die zerfall'ne Schar!“
– – Mose aber wandte sich und weinte,
dass er dieses Juden Bruder war. – – –

7 Gebet

Lass mich sterben irgendwo im Dämmern,
ohne Blick in die Unendlichkeit
jeder Frühe, wenn aus deinen Lämmern
hoffnungslos das Heimverlangen schreit.

Denn umsonst ließ ich die Felsen fluten,
Durst und Fieber löschend, die entflammt,
unaufhaltsam, seh' die Gier ich bluten,
die dies Volk zum Friedlossein verdammt.

Nimm von mir den Blick ins Uferlose
dieser Sandflut und der tiefren, die
noch dahinter dunkelt, wo kein Mose
sich zum Schuldner fremden Schluchzens lieh.

Lass mich sterben tief vor Tag im Schilfe,
wo nicht Weg noch Wahrheit offenbar,
eh mein Leben, dass ein Schrei um Hilfe
war, erfasst, *wie sehr* es hilflos war.

8 Meine Mutter

Meine Mutter ist verdorrt und zornig;
wie Hebräerinnen laut und schrill
klagt sie unablässig, dass zu dornig
alle Wege, die ich gehen will.

„Waren Gräber, um uns zu verscharren,
nicht genug schon im Ägypterland?“
Bett' ich nächstens sie auf Moos und Farren,
stößt ihr dürrer Arm nach meiner Hand.

„Fort! Du bist's, um den zerrauft ich habe
meine Haare, seit ich dich gebar!“
– Was sie kannte, trug das Schilf zu Grabe,
meine Mutter weiß nicht, wer ich war!

Was als Priester ich der Isis schulde,
weshalb ich mein Königskleid zerriss,
weiß sie nicht; – noch was ich Heimweh dulde
nach der Helle von Heliopolis!

Meine Mutter schilt, weil ich zu lösen
sie von Aussatz und Gebrechen kam.
Wenn die Rotte nach mir schreit mit bösen
Flüchen, duckt sie sich im Zelt vor Scham.

– Niederes, das ihnen gleicht, gebären
Woll'n, die niedrig selbst gewachsen sind,
missgeboren, wenn sie höher wären,
dünkten ihnen Kind und Kindeskind.

Wie Rebekka lehrt auch Jakobs Samen
List und Schlaueit die Hebräerin.
– Worte, die aus andren Welten kamen,
riefen durch die Tiefen mich bei Namen.
Meine Mutter weiß nicht, wer ich bin. –

9

Sie haben mich steinigen wollen in ihrem Zorn:
„Gib Gosens Weiden uns wieder und Gosens Korn!
Länger nicht wollen wir pilgern ins Irgendwo.
Größer ist doch kein Herrgott als Pharaos!

Gib uns die Götter wieder aus Ton und Lehm!
Länger nicht wollen wir zittern vor Irgendwem!
Hunger und Durst gab die Freiheit genug uns schon,
führ uns zurück in das Sattsein, zurück zur Fron.“

Wieder, wie tausend Male bei Tag und Nacht,
haben sie heut ihr Murren vor mich gebracht.
Wandernde Wolke, die fernwärts gen Morgen flammt,
müde – müde – müde ward ich mein Amt.

Sie haben mich steinigen wollen, sprach Aaron: „Nein!
Ohne Mose würden wir weglos sein.
Denkt, wie bei wetterleuchtender weißer Nacht
er durch das Schilfmeer uns Straßen zum Strand gemacht!

Denkt, wie einst Manna und Wachteln nur sein Befehl
holte vom Himmel hernieder für Israel.
Wenn ihr ihn steinigt, gibt das den Tod euch all'n!“
Grollend ließen sie wieder die Steine fall'n.

Wie sie jetzt mürrisch stieren, ums Feuer gehockt,
reut's mich fast selber, dass ich sie fortgelockt.
War auch ihr Gott nur ein Götze voll Falsch und Fehl;
Gott der Wahrheit, nicht findet Dich, Israel!

Löscht bald das letzte Glimmen im Reisighauf,
zuckt ihre Stumpfheit in tierischem Taumel auf,
– bis wieder bleiernem Starrsinn ihr Johlen wich – –
Wahrlich, wahrlich, ich wollte, sie steinigten mich!

10

Nur in den Augen der Kinder
dieses verwanderten Stamms
brennt noch das heilige Feuer
Abrahams.

Wenn sie durch Sand und Sünde
barhaupt und barfuß geh'n,
in ihren schwarzen Augen
schimmernde Tränen steh'n.

Fremde Namen rauschen
ihren Ohren vorbei.
Immer fühl ich sie lauschen,
ob es nicht Kanaan sei?

Ihre Lippen gaben
längst schon das Fragen auf.
Keine Antwort haben
ihre Väter darauf.

Ihre Blicke hängen
nur an der Mütter Schritt.
Müde durch Sand und Sünde
trotten sie ihnen mit.

Ihre Augen in scheuer
Folgschaft hüten den Glanz
einstiger Hirtenfeuer
ihres gelobten Lands.

Nur noch die Kindergesichter
wahren das Merkmal des Wahns:
heilige Sabbatlichter
Kanaans ...

11

O du Volk, das ich so tief verachte,
weil im Sattsein alles Heil du suchst,
dass ich mich so ganz für dich umnachte,
bist du's wert, dass ich dir Botschaft brachte,
der mit jedem Atemzug du fluchst?

Dass ich dich aus Kot und Sklavenschaft führe,
bist du's wert? Dass ich als Apostat,
segelos, von der Mysterien Türe
lösend meinen Sinn und meine Schwüre,
in die Folgschaft des Jehova trat?

Manchmal in den Nächten kommt's gekrochen,
bis ich neu am Weh nach Wahrheit krank,
der ich meine Jüngerschaft gebrochen, –
wenn ich tags durch Wunder euch bestochen,
die Ägyptens Zauberreich ich dank.

146

Doch dies Leuchten, dem ich meines Lebens
sehnsuchtsvollste Jahre nachgebrannt,
ward verzerrt – und auch verzerrt vergebens! –
zu der Lüge meines Mitleidbebens,
zu der Lüge vom gelobten Land.

Seid ihr's wert, dass ich für euch vernichtet
meinen Gott, der starb als *eurer* ward,
und als Säule selbst mich aufgerichtet
jenem Himmelreich, das ich erdichtet,
wie ihr's fasst auf eure blöde Art?

Sklavenmale tragt ihr an den Schädeln
über Stirnen, geistlos und vertiert. –
Seid ihr's wert, dass Palmen euch umwedeln,
wenn aus Augen, die nicht Träume edeln,
mürrisch ihr ins Morgenwerden stiert?

Nach der Priesterschaft, die ich verlassen
fern von euch, noch unaufhörlich loht
mein Vereinsamtsein durchs Grau der Gassen. –
Jede Nacht schreckt mich mein großes Hassen,
jeden Tag fleh ich für euch um – Brot!

12

Auch meine Söhne starben,
und der Jüngste so jung, so jung,
– ehe dem schweren Darben
Jesreels Quellen und Garben
brachten Besänftigung.

Als er verlöschen wollte,
den ich geliebt so sehr,
trat ich ins wind-entrollte
Zelt, und der Staubsturm grollte
heulend über uns her.

Seine schwächtigen Hände
tasteten nach mir hin.
„Vater, das Haupt mir wende
einmal noch zum Gelände,
dem ich verloren bin.

Einmal ins Gottbesonnte
lass mich im Scheiden geh'n!“
Staubgrauem Horizonte
hob ich ihn zu – und konnte
kaum auf sein Lechzen sehn.

„Vater, noch einmal leise
sing mir das Lied zum Trost,
dass auf der schweren Reise
mich die Hebräerweise
wie eine Mutter kost!“

Körniger Sandsturm jagte
hin über Haupt und Herz.
Israels Heimweh klagte,
bis ihm der Blick versagte,
einmal noch kanaawärts:

13 Israels Heimwehlied

Werden wir je dich finden,
bist du nur Wort und Wahn,
Heimat hinter den Winden,
Kanaan! Kanaan!

Rauschen von Ephrats Palmen
rieselt durch unseren Traum,
golden von Weizenhalmen
leuchtet der Hochwaldsaum.

Sind wir endlich entronnen
schmachvoller Sklavenfron?
Silbern lächeln die Bronnen
jenseits des Libanon.

Fruchtröte Wipfel steigen.
Dürstend, dürstend im Traum
brechen wir Datteln und Feigen
hinter dem Salzmeersaum.

Siehe, wie schwer wir büßten
Sünden, so leicht getan!
Heimat hinter den Wüsten,
Kanaan! Kanaan!

Siebzig Seelen vom Tale
suchten einst Fremdland und Glück,
siebzig – zehntausend Male
mehr kehren wund zurück.

Steh'n noch die Weisersteine,
wo sich der Feldweg biegt,
wo vor dem Wiesenraine
Rahel begraben liegt?

Grasen noch Eselinnen
abends um Bethels Teich;
hebst du jetzt Hebrons Zinnen,
feindlich verlorenes Reich?

Bliebst du dir selbst getreuer,
aber zu eigen wem?
Brennen noch Hirtenfeuer
rings um Jerusalem?

Lasse dich wiederfinden,
bleib nicht nur Wort und Wahn,
Heimat hinter den Winden,
Kanaan, Kanaan!

Durch eine Gassenstadt im Blauerblassen
verstaubten Tages schleppten wir uns hin.
Durch Gassen,
wir, die wir nur von Sandmeermassen,
wo dürre Reiser sich an Händen fassen,
und Höhlen wussten, die wir gern verlassen,
denn Abschied einzig hieß uns Lebensinn.
Und nun die Stadt!
Und Türen, die sich schließen
und auf tun konnten wie ein Augenschlag,
und unsren Blick zu einer Herdstatt ließen,
wo rote Kohlenglut mit breitem Fließen
auf blankgefegtem Ziegelboden lag.
Und Kinder, die mit fremden Namen hießen,
rief man hinweg von uns, als sie
uns anzustauen unterm Tor sich stießen.
Und nur die Hunde ließen es sich nicht verdrießen,
uns nachzubellen in der Straßenspur,
die unser Weiser war zum Unbekannten.
Blau lag die Stadt.
Nur auf den Dächern brannten
die letzten Glutn Sonnenuntergangs.
Die dunklen Gärten an den Wassern sandten
uns kühlend zu den Duft der Aloë.
Das schwere Priesterklaglied der Verbannten,
ein Blöder, der im Zuge trotzend folgte, sang's.
Und war uns allen, die die Wüste kannten,
und neuen Wüsten uns entgegenwandten,
als ginge Hand in Hand jetzt unser Weh.
Dann losch das Licht
der letzten Häuser aus am Gassensaume,
der Blätterglanz vom letzten Feigenbaume.
Wir gingen dicht
gedrängt wie Herden scheugewordner Schafe.
Ein Kindlein weinte angstvoll auf im Traume,
im Arm der Mutter, unter Halstuchsäume.

Sie presste tröstend ihr erblasst Gesicht
auf sein Gesichtlein, und sie sang ihm zu,
als säng' sie selber sich und uns zum Schläfe,
und alles Herzleid, das im Weltenraume
in diese dunkle Nacht der Fremde schrie,
um Ruh, um Ruh.

Und in des Liedes schwere Melodie,
die immer noch der Blöde stolpernd gröhlte,
fiel dieser Mutter Schlummerlied, und höhnte
wie Tränentropfen die auf Wunden fall'n,
die Seele uns, die müde Seele, die,
fast schon verschmachtet, duckte in uns all'n:

„Mein Bettelkind schlaf,
mein Bettelkind schlaf,
dann spürst du das Elend nicht, das uns traf;
dann spürst du den Hunger nicht, der uns zernagt,
und weißt nicht, wann wieder ein Jammertag tagt.
Der Weg ist noch weit,
der Weg ist noch weit.
Die Wüste ist ewig und ewig das Leid.
Ich wollte, wir lägen am Wegrand verreckt,
dann käme kein Morgen, der wieder uns weckt.
Eiala lalla, Kindlein schlaf ein,
kalt ist die Nacht und der Sternenschein;
rauh ist die Fremde und rauh ist die Hand,
die uns vertrieben vom Herdstattbrand.
Eiala, lalla, Kindlein schlaf ein!

Die Häuser der Gassenstadt stehen von Stein,
die Gärten am Wasser sind süß und sind weit,
und sind für die andern, für uns ist das Leid!
Für uns ist das Wandern durch Wüste und Wind,
eiala lalla, mein Bettelkind ...!“

15 Richterspruch

„Ihre Lippen sind wie Scharlachbänder,
die sich Gott zum Altarschmuck erwählt.
Ihre Lumpen scheinen Prachtgewänder,
von des Atems Süßigkeit durchseelt!

Schreitet sie in ihrer Palmenschlankheit,
durch des Lagers Kehricht und Gegröhl,
fällt ihr Lächeln über alle Krankheit,
wie der Saaron Rosen weiches Öl!

Ihre Augen sind wie Hesbons Teiche,
draus der Himmel schöner wiederblickt!
– Korah hat sie, – sprich, dass er entweiche! –
in die Sünden seines Bluts verstrickt!“

Der sie trug in starken Männerarmen
hin vor Mose, bebte: „Du bestimm
über sie; doch hab mit ihr Erbarmen!
Es wird Abend über Abarim!

Korah soll die große Sünde büßen,
die er Judas Tochter angetan!
Aber sie ging mit zu jungen Füßen
in die Sünde, wie nach Kanaan!

Mose! Nur wie eine Harfenklage,
die nicht Schuld hat, wenn sie jäh zerstiebt,
ist das Schicksal aller Mädchentage,
das der Hand, die damit spielt, sich gibt!“

Und zwei heiße Männeraugen brannten
über Judas palmenschlankes Kind,
das den Sandweg suchte der Verbannten,
reuelos, wie früh Verwaiste sind.

„Korah sollst zu flüchten du verdammen,
doch dies Kind in leichte Sühne nimm!“
Ihre schwarzen Augen schlugen Flammen
in den Abend über Abarim.

Mose sprach, – sein Blick ging um die Dächer
der Gezelte, draus viel Lärmen schrie, –
„Unser Gott ist ein gewalt'ger Rächer
jeden Fehltritts – Geh' und stein'ge sie!“

16

Ohne Gleichen ist die Nacht der Wüste,
wie die Augen von Verstorbenen sind,
um das Letzte und das Allerfrüheste
wissend, und doch unabwendbar blind.

Neunmal tausend Wüstennächte äugten
toten Blicks durch meines Zeltes Spalt;
wie versteinert unter schwer gebeugten
Himmeln stand ich, seltsam hoch und alt.

Laute schlagen durch die bläulich fahle
Dämmerung an meine wache Stirn.
Aus der Ferne bellen die Schakale,
die um längst versiegte Brunnen irr'n.

Aus dem Lager, langgestreckte Schatten
werfend, unterm Schein des fremden Lichts,
heben, die da schwere Träume hatten,
manchmal sich entstellten Angesichts.

Stierend, von verzerrter Welt bemeistert,
ob der Tag, den Horebs Fels verlor,
der dies graus'ge Totenreich entgeistert,
sich nicht aufringt überm Berge Hor?

Groß und grausam ist die Nacht der Wüste.
Und die Wüste ist Unendlichkeit.
Ganz verkrampft in fremde, ungebüßte
Sünde, fällt mein Herzschlag durch die Zeit.

Lange, bläulichschwarze Schatten kriechen,
wenn den Arm ich heb. Wie Einer, der
eingereiht ist in ein Heer von Siechen,
schwank ich düster vor mir selber her.

O du Sonne überm Jordanwasser,
steig herauf! Die Feuersäule sinkt
immer machtloser und immer blasser.
– Doch dies Volk braucht's, dass ein großer Hasser
oder großer Glaubender es zwingt!

17 Josua

Töt deine Träume, töt sie, Josua!
Nur mit der Schärfe deines Schwerts beherrsche
dies Volk, das ich am Ziel der Wüstenmärsche
kaum einen *Schritt* Jehova näher sah.

Du sei der Faustschlag, der sie vorwärts treibt,
doch nicht die Hand zu sätt'gen sie erbötig,
denn mehr als je du geben kannst, ist nötig,
dies Volk zu still'n, das ewig heischend bleibt!

Gib ihm Gesetze, die wie Zinnen steh'n,
und wenn sie tausendmal sie niederreißen,
tausendundeinmal sollst du neu sie schweißen,
bis sie gezähmt in deinem Zürnen geh'n.

Auf diese Lande wie ein Tempeltuch
sollst du, auf Kind und Kindeskind, legen
vom Berge Garizim den großen Segen,
vom Berge Ebal den gewalt'gen Fluch.

Doch zünden Opfer über Opfer sie,
glaub nicht, dass jemals sie ihr Herzblut gaben,
dass ihre Augen Gott begriffen haben,
du beugst ihr Herz nicht, aber beug ihr Knie!

Lass sie den König über Jesurun
zu fürchten lernen und ihm Weihrauch spenden,
was ihrer Seele fehlt, gib ihren Händen
an Werken für die Ewigkeit zu tun.

Sie sind nicht groß, noch Großem untertan,
sind nur im Zuge schlaffer Karawanen
Nachzügler, die nicht Ziel noch Zukunft ahnen,
doch ihre Schritte ebnen andren Bahn.

– Wohl ist ein Gott! Doch ist er viel zu groß,
als dass ein Volk wie Israel ihn kümmert,
mehr als ein Pharao, des Macht zertrümmert
wie eine Schale ward in Schilfmeers Schoß.

Wohl ist ein Gott! Doch sind sie viel zu klein
und zu erbärmlich, um ihn je zu finden.
Drum gab ich ihnen *ihren* Gott, wie Blinden
man einen Stab gibt statt des Tages Schein!

Ich tat es, *ich* – begreifst du, was das heißt?
: Ein Volk durch Wüsten führen vierzig Jahre,
und nur als Leitstern über Berg und Bahre
das Licht, das aus der *eigenen* Brust man reißt!

Ich zog sie aus den Fängen Pharaos,
– denn welche Gottheit sollte solchem dienen?
Ich schuf Gesetz und Gott und Heimat ihnen!
Denn nur ein Bruder liebt so grenzenlos!

Liebt, Josua! Doch dieses Wissen nimm's
zu Tal: Nichts richtet Lieben auf und Hassen,
wenn's *viel* war, war's nur *ein Geleit* zu Gassen!
Das ist die Weisheit Ije-Abarims!

Dort liegt es, das von *mir* gelobte Land,
in das sie zieh'n, sobald sie mich begraben.
O möchten Wurzeln sie und Wipfel haben,
die stärker sind als ihrer Unrast Brand!

Du sollst die Palmenstadt mit deinem Schwert
und sollst das Mittagsland für sie erkämpfen,
bis dass erweckt von Weh und Opferdämpfen,
einst Einer kommt, der all der Kämpfe wert!

Von Glauben muss er König sein und Kind,
um seine Liebe andren zu erläutern,
und still wie Gott, um nicht daran zu scheitern,
dass alle Seelen so armselig sind.

Du aber, der du meinem Herzen nah
wie keiner ist, seit ich dein Schicksal fasse,
eh du als Hirt hinabsteigst zu der Masse,
töt deine Träume, töt sie, Josua!

[4, 4², 9]

Judas Ischarioth
(1924, ²1927, 1961, 1974)

1

Durch die Lande geht ein großes Raunen
von den Bergen bis Bethsaïda.
Und die Leute stehen still und staunen
vor dem Wunderbaren, das geschah:

Des Andreas Tochter, die von bösen
Geistern eben noch besessen war,
– Einer kam und konnte sie erlösen,
nur die Hände legt' er ihr aufs Haar.

Welche, die nach Kana heute kehrten,
haben's selbst am Tempeltor gehört:
Einer ist, der lehrt die Schriftgelehrten
eine Weisheit, die noch unerhört.

Am Bethesdateich zog er die Lappen
von den Wunden fort und heilte sie,
wie den blinden Saul, der nur im Tappen
zu ihm fand und „Herr, ich sehe!“ schrie.

Und heut früh an meine Hüttenpforte
kam ein Bettler von Kapernaum:
„Einer ist, der gab mir meine Worte,“
sprach er – „und zehn Jahre war ich stumm.“

Und die Priester und die Pharisäer
schauen starr: von wannen er wohl käm'?
Durch die Lande geht ein Wundersäer
von Bethsaïda bis Bethlehem.

– – Komm auch hierher, unsre Armut fürsten,
denn ein Wort geht segnend vor Dir her:
„Selig sind, die hungern und die dürsten“ ...
– Und mich hungert und mich dürstet sehr!

2

Und ich lieb Ihn! Tiefer, als ich jemals
jemand liebte, – mehr, als die mich trug;
lieb Ihn mehr auch noch denn sie, die ehemals
ihre braunen Arme um mich schlug.

Sie hat jung und heiß an mir gehangen,
und ihr Mund war rot wie wilder Mohn.
Ohne Abschied bin ich fortgegangen
in den Mittag und vergaß sie schon.

Ob sie lange noch voll bangen Wartens
über Zaun und Kürbisfelder sah,
halb verschleiert vom Geäst des Gartens
an der Straße nach Bethabara?

Möge sie nur ihre Sehnsucht schüren,
meine Sehnsucht lenkt ein andres Licht,
wird's mich auch durch Galiläa führen,
führt's zur Galiläerin doch nicht!

Denn dem Einen bin ich nun begegnet,
und für uns gab's kein Vorübergeh'n.
Der die Kinder und die Kranken segnet,
hob den Blick und hat mich angesehen'n.

Und ich lieb Ihn, der mit jenem herben
Blick mich rief, wie niemand ich geliebt.
Und ich glaub, ich könnte an Ihm sterben –
mehr noch – wenn's ein: Mehr-als-Sterben gibt!

3

Vieles ist an Ihm, das ich nicht fasse.
Bat Ihn Thomas: „Herr, lass mir nur Zeit,
eh ich meine Mutter einsam lasse,
hinzugeh'n durch jene kleine Gasse;
bis zur Weberhütte ist's nicht weit!“

Jesu große Augen aber schwiegen,
so, als kennten sie kein Menschenleid.
Thomas drängend, dem die Tränen stiegen:
„Herr, mich abschiednehmend an sie schmiegen
will ich einmal noch! Es ist nicht weit.“ –

Jesu große Augen aber brannten
über uns in Unergründlichkeit.
Und so ernst wie wir Ihn immer kannten,
sprach Er, als wir uns gen Abend wandten:
„Jeder Weg, der fortführt, ist zu weit!“

Und wir gingen längs des Tabors Flüssen,
still wie Thomas. An das gleiche doch
haben wir im Wandern denken müssen:
Sprach Elisa zu Elia: „Küssen
will ich meine Eltern einmal noch!“

Sprach Elia zu Elisa: „Geh denn,
und *dann* komm und folg mir, der dich rief!“
Gott, der Herr, ließ so Elia reden ...
Schweigend schritten wir im Sand, wie jeden
Tag zuvor, – nur war er nie so tief – –

4

An jenem Abend war's zu Jericho,
da eines Zöllners Gastmahl wir genossen.
Durch alle Luken kam die Nacht geflossen;
ich fand nicht Schlaf, und hob mich aus dem Stroh,
und schlich zu Ihm, den auch der Schlummer floh,
und Seine Tür stand immer unverschlossen.

Mein Sinn war schwer von einem alten Gram,
der mich mit bittrem Wermutgift verseuchte,
den weder Psalter noch Kasteiung scheuchte.
– Kein Hund im Haus, der meinen Schritt vernahm,
als ich durchs Kammerdunkel zu Ihm kam,
der mich erwartet hatte, wie mir deuchte.

Die blassen Hände lagen Ihm im Schoß –
wie wohl wird's tun, mein Haupt hineinzulehnen!
Ich warf mich hin: „Mein Heiland, still mein Sehnen!“
Ich warf mich hin, ganz elend und ganz bloß
in Seine Hände – und riss jäh mich los:
Sie waren feucht von eines *andern* Tränen!

Wie könnten sie mir Zuflucht werden, so
sich fremdes Leid darinnen schon versenkte?
Der Trank, der eben andres Dürsten tränkte,
kann mich nicht still'n! ... Es war zu Jericho,
die ganze Nacht hab ich geweint ins Stroh,
weil *dort* mein Schmerz sich nicht mit anderm mengte!

5

Was Du sprachst, was Du schwiegst, ich durchsann es,
wenn ihr nachts in der Herberge bleibt.
Aber Du, Du hast immer Johannes
von uns allen am meisten geliebt.

Er hat Deine Hände genommen,
und Dein Haupt lag im Schoß ihm zur Nacht.
Bin ich fröstelnd von draußen gekommen,
hat mein Atem die Herdglut entfacht.

Dort hab ich gekniet, und erst, wann es
gedämmert zum Schlummer ich schlich.
Aber Du, Du hast immer Johannes
mehr geliebt und verstanden als mich!

160

Deinen Gleichnissen durfte ich lauschen,
die für diese und jene erdacht.
Doch Du gabst auf das friedlose Rauschen,
auf den Schrei meines Blutes nicht acht!

Frugst Du je, als die Schwärze des Bannes
mich lähmte was ist dir gescheh'n?
– Aber nein, Du hast immer Johannes
in sein leuchtendes Lächeln geseh'n!

Warum soll ich betreu'n Dich und lieben
wie ein Hund, kaum bemerkt, immerdar?
Du hast selber vom Mahl mich vertrieben,
der Dir einer von vielen nur war!

Was ich gab, war das Herzblut des Mannes,
der nur gleiches um gleiches gibt.
Aber Du, Du hast immer Johannes
mehr als Judas Ischarioth geliebt!

6

Der vom Staub, der ihre Strähnen deckte,
aufhob mild Marie von Magdala,
der die Toten aus der Gruft erweckte,
wie durch Glas in alle Seelen sah –

Der da sprach: „Der Hirt, dem es gescheh'n,
dass von hundert ihm *ein* Schaf verirrt,
wird dies eine einz'ge suchen gehen
in die Wüste, bis er's finden wird.“

Der da sprach: „Ich bin herabgekommen
zu den Sündern, die sonst keiner warb.“ –
Warum hat Er nicht von mir genommen
diese Schuld, bevor sie mich verdarb?

Spürte Er denn nicht vom Anbeginne,
wie ich Seiner harrete immerzu?
Weshalb hielt Er nicht im Wandern inne
und sprach: „Judas, wohin wanderst du?“

War *ein* Wort zuviel Ihm, mich vom Schläfe
aufzureißen, den ich fiebernd schlief?
Und doch sprach Er: „Neunundneunzig Schafe
lässt der Hirt, wenn *eines* sich verlief.“

Dennoch, dennoch schien Ihm zu geringe,
sie zu retten, einst die Seele mein ...
Warum sollten dreißig Silberlinge
zu gering für Seinen Leib mir sein!?

7

So wollte ich's: Sie sollten Dich verstoßen
und irre werden an Dir allesamt!
Du solltest vor den Ältesten und Großen
in Zion steh'n, mit blutigem und bloßen
geschundnem Leib, verurteilt und verdammt.

Und die Du arglos Deine Jünger nanntest,
sie sollten Dir in Wankelmut und Angst,
entflieh'n wie die, zu denen Du sie sandtest.
Nur den Du sie als Liebenden erkanntest,
ich wollte bei Dir steh'n, wenn Du Dich bangst!

Durch Zorn und Zittern wollte ich mich zwingen;
vor den Verruchten, die Du einst gespeist,
mich spottumkreischt an Deine Seite drängen
lobsingend Dir mit starken Psalmgesängen
dass Du Judäas Herr und König seist!

Ich wollte meinen Mantel um Dich schlagen
und riss der Steinwurf mich auch nieder schier, –
Dich auf den Armen auf den Ölberg tragen ...
Ich will's nicht mehr. Ich weiß, Du würdest fragen
mit kühlem Staunen: „Was willst du von mir?“

8

Ich war Ihm zu gering als Knecht und Bote –
Ich ward, zum Richter, der Ihn niederschlug,
als ich bei Nacht ums Fest der Süßen Brote
die Steine wog, die meine Seele trug.

Er war allein, denn alle Jünger schliefen;
allein – gleich mir. Ich lugte durchs Gesträuch.
Und als die nahen Häscher nach mir riefen,
griff ich zur Fackel: „Kommt! Ich führe Euch!“

Und führte sie. Grell räucherte die rote
Glut in Sein Antlitz, und Er hob es matt:
„Suchst Du nach mir? ...“ „Ja, Rabbi!“ – blutig lohnte
die Fackel in die Nacht der Süßen Brote,
die Nacht, die niemals mehr ein Ende hat.

9

Und als Ihn Simon auch verleugnet hatte,
– wie scheu vom Feuerplatz er um sich sah
der niemals nach Ihm hungerte, der Satte,
verabscheut hab ich ihn noch nie wie da.

Du warst der Fels, von dem Er uns gesprochen!
Ins Antlitz möcht ich spei'n dir meinen Hass!
Was tat Er *dir*, dass du an Ihm zerbrochen,
du schlotternder Verleugner, sag mir das!

Er war dir Freund – und das ist mehr als Heiland!
Du warst Ihm Freund; – was aber war Ihm ich?
Im Meer der Liebe ein entleg'nes Eiland,
an das kaum eine seiner Wogen strich!

Den ich verriet, der wird um mich nicht trauern,
der dich verlor, ist ganz verlassen nun.
Ich stand dabei geschüttelt vom Erschauern:
Wie konntest du das einem Christus tun!

Fast wollte ich um Mitleid zu dir flehen:
Er steht so einsam, bleib Ihm, tröst Ihn, tu's!
– „Ich kenn ihn nicht!“ so sprachst du, „lasst mich gehen!“
Oh, Simon Petrus, warum tatest *du* 's?!

10

Noch klebte Blut vom letzten grausen Morden
am grauen Mantelsaum des Barrabas.
Du standest neben ihm, sehr bleich geworden,
und unter euch Dein Volk in blindem Hass.

Des Mörders Auge lugte in die Menge
aus einem Pfuhl von Gier und Finsternis,
die feisten Finger, spreizten sich wie Fänge,
aus denen man die fette Beute riss.

Noch klebte Blut an ihm. Auf breiter Stirne
lag wirr sein Haupthaar wie ein roter Brand.
Auf wulst'ger Lippe noch der Kuss der Dirne,
bei der man ihn, der sich versteckt hielt, fand.

Du neben ihm, die hohe Stirne neigend,
wie unter fremden Reiche Diadem.
Pilatus aber, auf euch beide zeigend,
sprach: „Wen erbittest du, Jerusalem?“

164

Eh ich ans Marterholz die Sünder hänge,
wem wollt ihr, dass die Sühne ich erlass?“
– Da schrie ich lauter als die ganze Menge,
dass Du mich hören solltest: „Barrabas!“

11

Ich kam zum Kreuz – um eine Stunde zu spät!
Ich wollte Ihn fragen: „Nun, Jesus von Nazareth,
liebst Du noch immer Dein Volk voller Falsch und Fehl?
Wähnst Du noch immer Dich König von Israel?“
Ich wollte Ihm sagen: „Messias, der mein vergaß,
eh ich gesündigt, ist endlich gefüllt mein Maß?
Lieb mich zumeist nun, Du, der die Sünder liebt,
weil Dir das Erdreich nie einen größeren gibt!“

Ich wollte Ihm sagen: „Wo sind die getreuen Elf?
Keiner ist bei Dir! Willst Du, dass *ich* Dir helf?!
Ruf mich nur einmal bei Namen mit Deinem Mund,
und ich hole herunter vom Holz Dich in dieser Stund!
Und ich rei aus der Grube das Kreuz und ich rett Dich noch!
Und ich schlage nieder die Wächter! So *ruf* mich doch!“
– Ich wollt es Ihm sagen und schau’n in Sein Angesicht,
eh es versteinte. Aber Er regte sich nicht.

Kalt war der Fuß, den im Tasten mein Arm berührt,
zwischen den Fingern hab ich Sein Blut gespürt;
kalt stand’s im Mal, wo der Nagel Sein Fleisch zerriß.
(Das Schnarchen der Knechte schwoll durch die Finsternis.)
Stumm blieb Sein Mund und kalt wie das Kreuz Sein Herz.
Ich wandte mich ab und ich wanderte gassenwärts.
– Wenn der Messias der Juden auch aufersteht,
wie Er verheißen, – für mich ist es doch zu spät!

Joseph von Arimathia
 half, – ich schaute von fern –
 Jesu Mutter, Maria
 salben den Leichnam des Herrn.

Unter die blutigen Glieder
 deckte sie Linnenschnee,
 träufelte Balsam nieder
 Myrrhen und Aloë.

Dass Ihn kein Schmerz mehr träfe,
 bot sie sich selbst als Bahr,
 von der wächsernen Schläfe
 strich sie zärtlich Sein Haar.

Küssend die wächsernen Lider
 bat ihre Lippe lind:
 „Wach doch, erwach doch wieder,
 Jesus, mein liebstes Kind!“

Als sich ihr Auge wandte,
 traf's mich am Ackersaum
 Und ihr Auge verbannte
 meinen letzten Traum.

Schluchzend hob sie das bleiche
 Haupte von ihren Knien,
 warf sich über die Leiche –
 – zwischen mich und Ihn.--

– Joseph von Arimathia
 sprach wohl: „Auch der trägt Leid ...“
 – Jesu Mutter Maria
 trennt uns in Ewigkeit!

Alle sagen: auferstanden sei Er!
 War es möglich – da ich Nacht und Tag,
 ungeduldig horchend, wie ein Freier,
 wie ein Hund vor Seiner Felsgruft lag?

Hätte nicht, wenn Er erstanden wäre,
 Seine Sohle meinen Leib berührt,
 der nur Brand, nur Schmerz war – eine Schwäre,
 die das Auftun eines Auges spürt.

Antwort muss mein Zweifel sich erzwingen:
 Wonach Du, die Dich umringten, wägst?
 Wo wir rasteten und wo wir gingen
 waren jeweils andre Dir zunächst!
 Sag: weswegen? Oder weis' im Grimme
 mich von Dir – nur hör mich an und *sprich!*
 Wenn nicht anders mit *Johannes* Stimme,
 die der Deinen wie ein Echo glich!

Vor Johannes will ich mich erniedern,
 weil Dein Mund mir keine Antwort gibt.
 Und dann soll Johannes mir erwidern:
 Wer von uns gewaltiger geliebt!

* * *

Drüben stand er, und ich drängte dichter
 mich heran, gleichviel, ob's ihm genehm.
 Blässlich blinzelten die Passahlichter
 aus den Gassen von Jerusalem.

„Du, des Herz an Seinem Herzen ruhte,
 den Er Seiner Mutter Sohn genannt,
 gib Gewissheit mir, nach der ich blute:
 warum Er sich nie *mir* zugewandt?

Ja, ich habe grausam mich verständigt
mit der Geißel meiner Rache gier;
doch: Erbarmen hatte Er verkündigt
allen Sündern – und entzog sie *mir!*

Meine Schuld schreit laut gen Himmel, aber
lauter meine Liebe nachts und tags.
Dieser heißen Liebe willen hab Er
mir vergeben ... Sag's, Johannes, sag's!“

Fahlgrün zitterten die ersten Sterne
über Tempeldach und Scherbentor.
Greller quoll im Spiegel der Zisterne
jetzt der Passahlichter Glanz hervor.

Sprach Johannes: „*Nicht* die Geißeliebe,
nicht dein Groll hat dich von ihm verbannt. –
Dein Verrat an Ihm war deine Liebe,
die sich krampfte in Sein Weltgewand!

Dich verführte, was zu überwinden
Er gekommen: Lippe – Schale – Docht,
bis dein Wahn, Ihn fühlbarer zu binden
in Sein Haar die Dornenkrone flocht.

Zu besitzen, den du greifbar wähtest
deiner Sehnsucht, schwelte dein Begehrt.
Doch der andre, den du *nicht* ersehntest,
den du nie geliebt hast, *der* war Er!“

So Johannes. Und ich hob die Hände:
„Führ mich zu Ihm! Sag, ist Er noch nah,
dass ich hingeh'n könnte und Ihn fände?“
– Wies der Jünger weit ins Nachtgelände:
„Alles Erdreich grenzt an Golgatha!“

[4, 4², 9, 10]

SONETTENKRÄNZE
(1940–1942)

Die Dienst im Dunkel tun ...
Sonettenkranz meiner Heimat gewidmet (1940)

I

Und doch liegt an der Bucht der Ewigkeiten
auch unser Tag. Wind überträgt die Fuge
von Tau und tausendjährigem Ritterzuge
von ungeküsster Liebe, Tod und Streiten.

Seid Ihm nicht gram, wenn Er nicht eure kluge
Bewertung teilt mit Rang und Ruhmeszeiten,
Ihm Schiff nicht mehr als Schilf gilt, und Er Seiten,
die ihr hervorhebt, überschlägt im Fluge.

Er deutet, was am Walgumsee die Birken,
am braunen Tirulmoor der Kaddick raunt,
gleich *dem*, was Könige und Knechte wirken,
wie Kinderauge in ein Sternbild staunt.

Das Unbedingte gilt es zu bewahren,
das Reich, des wir die Reichsunmittelbaren.

II

Das Reich, des wir die Reichsunmittelbaren,
ist stets in Not. Gott rechnet nicht in Daten.
Durch Moor und Sand klang Speergeklirr und Spaten,
Marienlied und Ausgebot von Waren.

Vielhundertfach verteidigt und verraten,
wand sich das Land in Wunden und Gefahren,
und Unkraut schoss hervor in wüsten Jahren
um Ylos Traum und Alberts lautre Taten.

Gefräß'ger Feind brach reißend in die Herden
und Hüter wichen, rettend ihre Truh'n.
Und immer wieder Ihresgleichen werden
ein Gleiches, immer wieder Gleiches tun.

Wenn's lenzt im Nordland, passt es auch den Staren.
Nur jenen sing ich, die nie treulos waren.

III

Nur jenen sing ich, die nie treulos waren.
Insignie beweist noch nicht die Würde.
Der Steppenwolf streicht witternd um die Hürde:
Wem viel vertraut ist, darf nicht Wachen sparen.

Dem jungen Haupt dünkt Krone leichte Bürde,
und Rausch verlockt zum Prahlen und zum Paaren.
O, dass man abends nach den wunderbaren
Verheißungen nicht gar so willig würde!

Jagello lächelt nieder auf Jadviga,
die kleine Königin ward leicht geminnt.
Du aber hüt' dich, vielumbuhltes Riga,
weil die dich buhlen fremden Blutes sind!

Bedrängnis darf man nicht im Tanz entgleiten.
Das Flache überspülen die Gezeiten.

IV

Das Flache überspülen die Gezeiten.
Hoch ragt ein Meister, – ragen ist nicht lehrlich –,
aus trüber Dünung, streng und unentbehrlich,
ob sie ihm fluchten oder benedeiten.

In Harnisch lebt's und Sattel sich beschwerlich;
sein Rat, sein Schwert schlug Strahl durch Dunkelheiten.
Mehr als die Siege, die sich ruhmvoll reihten,
rühm ich, wie schlicht er war und unbegehrlich!

Aß „grave Kost“, blieb ernst und wahr: Westfale.
Und Neid und Arglist schlossen sich zum Kreis.
Er ließ sich fäll'n, doch gab von seinem Grale
nicht einen einz'gen heiligen Tropfen preis!

Wer *so* sich selber einschätzt, wird's erfahren:
Was wohlfeil ist, umgaukeln Freundesscharen.

V

Was wohlfeil ist, umgaukeln Freundesscharen.
So saß auch er, den Höflingslippen priesen,
im Schloss an bienenüberschwirten Wiesen,
die Herzogskrone auf gewellten Haaren.

Ob auch die Wächter blanke Warnung bliesen,
er nahm sein Lehn von Polen und Tartaren, –
derweil ein anderer in den Zorn des Zaren
sich gab, entrechtet und des Lands verwiesen.

O besser barhaupt endigen wie Bettler
als üppig sich erhöhn durch fremdes Werk.
Die Zeit verneigte sich vor Gotthard Kettler,
Der Nachtwind nur sagt leise: Fürstenberg ...

Im Kerker aufrecht nur verklingt sein Schreiten –
Am Einsamsein erkennt man die Geweihten.

VI

Am Einsamsein erkennt man die Geweihten.
Wir brauchen nicht zu graben nach Legenden:
Gen Himmel sprengte sich das feste Wenden
in einem Trotz, unfasslich den Gescheiten.

Sie warnen: nutzlos sei, sich zu verschwenden.
Sie murr'n: wem dienen die vom Tod Gefreiten?
Die Sterne aber, die ins Waldtal schneiden,
erröteten am Überschwang der Spenden.

Nicht wer gedeiht sehr sorglos und sehr lange –
Ein adlig Leben noch so karg und kurz,
sich bäumend in verwegnem Untergange,
blüht weithin fruchtbar über Schutt und Sturz.

Wiewohl die Ersten, die den Grund bereiten,
beargwöhnt steh'n und arm zu allen Zeiten.

VII

Beargwöhnt steh'n und arm zu allen Zeiten,
die nicht scharwenzeln um die Gunst der Größten.
Indes, die schlosswärts ihre Beute flößten,
im Trunk sich brüdern, eben noch entzweiten.

Von Rudern, die vom Hafenschlamm sich lösten,
rauscht noch der Strom, wenn längst Vergessenheiten
sich über Händelsucht und Händler breiten –
dies mög' die jüngerlosen Seher trösten!

Die Stadt wird Gott verschachern und wird schwelgen
und bald Anathema, bald Vivat brüll'n;
Kalenderstreit wird hohen Rat behell'gen,
die Gilden, wie sie ihre Säckel füll'n.

Indes stromauf und immer friedlos fahren,
die ihrem Volk Sein Antlitz offenbaren.

VIII

Die ihrem Volk Sein Antlitz offenbaren,
die ihrem Land zu Liebe sich vermählen,
sind sehr allein in mondscheinkalten Sälen,
beim Köstetanz und Jubel der Fanfaren.

Du, junger Herzog, kamst dies Schicksal wählen,
die süße Rose Bayreuths aufzubahren.
Vom Abendgold des Abschieds wird in klaren
Nordnächten niemandem dein Mund erzählen.

Wie kühl du lächelst unter tausend Schmerzen –
Wie kühl in unerlässlich hartem Erz
du kämpfst und ausruhst unter Totenkerzen!
Wie kühl sich's stirbt, starb vor uns unser Herz!

O wieviel Träume blättern so verloren ...
Der Wind nur singt von ihnen auf den Mooren ...

IX

Der Wind nur singt von ihnen auf den Mooren,
durch die einst Liebe leidenschaftlich schlug.
Durch Trümmer trampelte der Schwedenzug,
nur Tote kehren ein im Kreuzweg-Krug.

Und Patkul räderten die ihn erkoren.
Zerstampftes Land – vom Felde blinkt kein Pflug.
Kein Herdrauch steigt, kein Schäflein wird geschoren –
Geliebtes Kind, o wärst du ungeboren.

Und wo ein Mensch die Fußspur eines andern
am Waldrand findet, fällt er auf sein Knie,
und weint, und wie ein Heil'ges küsst er sie,
und lässt nicht ab, ihr sehnlichst nachzuwandern ...

Kein Dach, kein Licht, ... zerzauste Birkensträhnen – –
Die Nacht greift Sterne aus den Wolkenmähen.

X

Die Nacht greift Sterne aus den Wolkenmähen
und steht erleuchtet nicht und nicht gereinigt.
Ein Mensch nur greift gen Himmel und vereinigt
erlauchtes Feuer seinen lohen Plänen.

„Nicht wird durch Vorrecht Menschenwert bescheinigt –“
Aus dumpfen Katen kroch verwirrtes Sehnen,
zu fronbeladen, um sich aufzulehnen,
zu lang entwurzelt und zu oft gepeinigt.

In dumpfe Katen drängte Morgenschimmer
und riss zu Tag verkrümmte Bauernkraft.
– Und eben Einzelne und Edle immer
sind die Erlöser aus Leibeigenschaft!

Die Mitwelt spottet der verstiegenen Toren –
Das Land hat Zungen und der Himmel Ohren –

XI

Das Land hat Zungen und der Himmel Ohren.
Und wieder wälzt und wühlt sich's her von Osten
um den noch immer nicht bezwungenen Posten,
die Schwüre splittern, die ein Fürst geschworen.

Und überliefert käuflichen Starosten,
umstellt, verschleppt, im Uraleis erfroren
– Wer weiß um sie? Vor zugefall'nen Toren
macht sich das Faule breit auf ihre Kosten.

Und wieder steh'n, die sich nicht furchtsam beugen,
im Kreuzverhör, das schuldig sie erkennt.
Kein Mal wird ihr Martyrium bezeugen –
der Laue lächelt und der Lautre brennt.

Vielleicht hört Einer dennoch Puls und Tränen ...
Taub sind bloß die, die sich unfehlbar wännen.

XII

Taub sind bloß die, die sich unfehlbar wännen.
Doch jäh zuckt Aufruhr hoch aus lang vereister
Gewalt, ihn bannt nicht Zar noch Ordensmeister,
die roten Rachen der Vernichtung gähnen.

Und wieder reitet unter greisen Grähen
durch Moor und Sand ein Fähnlein Feind-Umkreister,
freiwill'ge Folgschaft junger Eidesleister,
im Blau verklingt's wie Schrei von wilden Schwänen.

Sie rasen vor, sie treibt nicht Lohn noch Liga;
von Huf und Sturmschritt bebt der Dünawall –
Es geht um Riga! Geht um mehr als Riga!
Nicht fallen ist verderblich, – nur Verfall!

Ein Fähnlein sinkt. Es überleben viele –
Dort zieh'n sie hin, entgegen heitrem Ziele!

XIII

Dort zieh'n sie hin, entgegen heitrem Ziele.
Die Menge mag nur leichtes Stichwort lernen;
Leithammeln folgt sich's lohnender als Sternen,
und mehr als Tote sagen uns Gespiele.

Gewinn und Wohlstand winken in den Fernen,
dem an der Faust zu lästig wuchs die Schwiele.
Eh man sich Umland zwingt zur Werkstattddiele,
bezieht man wohlbestellte Mietskasernen.

Mit flücht'ger Wehmut dankt man den Phantomen
und salbt sich selbst, fühlt sich erwählt und jung.
Im Dämmerdunst mit Friedhöfen und Domen
erlischt Erstrittnes zur Erinnerung.

Schon spült die Flut verheißungsvoll am Kiele.
Die Dienst im Dunkel tun, sind niemals viele.

XIV

Die Dienst im Dunkel tun, sind niemals viele.
Schwer leslich glüh'n des Himmels Hieroglyphen,
doch unbeirrbar steigt aus schwarzen Tiefen
die weiße Blume auf dem keuschen Stiele.

Und also steh'n, wenn alle sich verliefen,
die Seltenen. Die Welt will Brot und Spiele.
Und ob es dem und dem auch je missfiele,
sie fragen nicht nach Pass und Adelsbriefen.

Sie halten aus, verkannt und unbewundert.
Aus rohem Kalkgebirge pulst ein Born –
Nach ihnen ruft Jahrhundert um Jahrhundert
durch rote Todesnot das Rolandhorn – –

Sie tun ihr Werk, da keine Spuren leiten;
und doch liegt's an der Bucht der Ewigkeiten.

XV

Und doch liegt's an der Bucht der Ewigkeiten
das Reich, des wir die Reichsunmittelbaren.
Nur jenen sing ich, die nie treulos waren.
Das Flache überspülen die Gezeiten.

Was wohlfeil ist, umgaukeln Freundesscharen –
Am Einsamsein erkennt man die Geweihten.
Bergwöhnt steh'n und arm zu allen Zeiten,
die ihrem Volk Sein Antlitz offenbaren.

Der Wind nur singt von ihnen auf den Mooren,
die Nacht greift Sterne aus den Wolkenmähen,
das Land hat Zungen und der Himmel Ohren;
taub sind bloß die, die sich unfehlbar wähen.

Dort zieh'n sie hin, entgegen heitrem Ziele.
– Die Dienst im Dunkel tun sind niemals viele – –

[13]

Vermächtnis
Ein Sonettenkranz (1942)

I

Ich bin so reich nicht, mehr zu hinterlassen,
dem klugen Blick erscheint es kaum erkenntlich;
vielleicht ist's Unrecht und ganz unverständlich
und in kein Schicksal und kein Wort zu fassen.

Denn Fron will Rast, und Heimat woll'n die Gassen –
Dies ist erbarmungslos und fast unendlich.
Vielleicht kommt eine Stunde unabwendlich,
da ihr mich werdet für dies Erbteil hassen.

Man wird euch nicht beneiden um die Spende –
(Wer mag für das, was er erleidet, danken?)
Es ist nicht Schutz noch Schurz für Fuß und Lende!

Kein Sparbetrag für Büchsen oder Banken.
Was ich euch hinterlasse, sind: Gedanken.
Gedanken sind Gestirn und Weg und Wende.

II

Gedanken sind Gestirn und Weg und Wende.
Denkt: Gott – ob allen Höfen wird es Stern.
Nichts ist so unvereinbar, nichts so fern,
ihr fangt es ein in einer kleinen Blende.

Denkt: Abend – golden wie der Meere Bern
führt euch ein Lichtstreif heim ans Gassenende,
ein Tor steht auf in rötliche Legende,
und Gott wird gut und ihr vertraut euch gern.

Gedanken sind Geheimnis oder Lichtung,
viel mehr als Weg: zugvogelweise Richtung,
dem einen Flügel, graue Last den Massen.

Gedanken sind Verhängnis oder Schlichtung,
Spinnweb im Winde – ewige Verpflichtung.
Zu leicht Erspartes lässt sich leicht verprassen.

III

Zu leicht Erspartes lässt sich leicht verprassen.
Ich schenk euch nichts, womit man Handel treibt,
womit man sich der Günstlingschaft verleibt,
den mächt'gen Gönnern und dem Preis der Gassen.

Ein Soll, kein Haben als Ergebnis schreibt!
Nur von der Erde ungelöhnten Gassen,
aus bodenloser Armut, weltverlassen,
wächst Kraft, die länger, als wir Mensch sind, bleibt.

In tausend Jahren wird es einmal Licht.
Zu schneller Gang missfällt den Vielzureichen,
sie wollen Stillstand, um nicht auszuweichen.

Dem Sparer sperrt sein breites Ich die Sicht
zum Wir – es sei denn, dass er sich verpfände,
denn nur zu Lehn gehört uns das Gelände.

IV

Denn nur zu Lehn gehört uns das Gelände.
Was ihr erwarbt, darf euch Besitz nicht sein.
Hausmauern lächeln gartenher ... Allein
man denkt zu wenig über Sinn und Sende.

Die Menschen, die ich kannte, wurden Stein,
und andre Sand. Wer ihnen sich verbände,
wär' bald verweht in nutzloser Verschwende.
Doch werden wo wohl andre Menschen sein,

in denen da-zu-sein als Auftrag loht.
An diese glaub ich – drei sind's oder sieben.
Sie lasst uns über alle Grenzen lieben,

und durch Verbannung und Verbot und Tod
aufsuchen in den ärmlichen Gelassen.
Wir dürfen nicht die dunkle Zeit verpassen.

V

Wir dürfen nicht die dunkle Zeit verpassen,
die unser ist – kein fürstliches Geschenk
der Goldschmiedkunst für Hals und Handgelenk –
wir selber soll'n den Schmiedehammer fassen,

aus uns die Zukunft hämmern, eingedenk,
dass wir uns selbst nicht wählen noch entlassen.
Viel Glück mag fall'n, viel blaue Sehnsucht blassen,
eh wir vollenden Helmung und Gehenk.

Ob groß, ob klein das Werk wird und der Tag –
noch nie erschuf man Großes bei Gelächter! –
liegt nur bei uns: in Art- und Hammerschlag.

Wir sind der Zeiten Atem, Arm und Wächter.
Oh, dass uns nie Erfolg und Ausflucht schände,
so Gott uns braucht als Leuchtturm oder Brände!

VI

So Gott uns braucht als Leuchtturm oder Brände –
Wer ist denn Gott? Nie sah ich sein Gesicht,
was er sich denkt und vornimmt, weiß ich nicht,
weiß nur, unfasslich wirken seine Hände.

Weiß nur: weil er nicht nahkommt und nicht spricht,
soll'n wir die Stimme sein, die Tröstung spende,
der Schein im Herd, das Feuer Winterwende,
Gebet und Ruf und tastendes Gedicht.

Er ist unkenntlich von Gestalt und Herzen
und wird euch nicht zum Schein von mir geschenkt,
wenn es auch schmerzt zur Zeit der kleinen Kerzen,

wo man so gern sich fromm und fröhlich denkt ...
Verzicht und Wüste wird uns nicht erlassen.
Nicht, was wir schön sind, gilt, nur was wir fassen.

VII

Nicht, was wir schön sind, gilt, nur was wir fassen.
Zu leicht wiegt sich die Ranke am Spalier
im süßen Duft und Dünkel, dass es ihr
obliege, bloß zu schmücken die Terrassen.

Auch reich zu sein, ist nicht genug, so wir
uns aufbewahren in verschlossnen Kassen
und ungezählte arme Nachbarsassen
daneben darben lassen, Mensch und Tier.

Wenn wir uns auf tun, sind wir gottgemäß.
Das heißt nicht: Krämern und Genießern feil sein,
sich nicht vertun, nein: still und weit und heil sein,

nicht Münze und nicht Perle, doch Gefäß.
Gefäß, zu halten, was kein Flechtwerk bände.
Und immer fassen Herzen mehr als Hände.

VIII

Und immer fassen Herzen mehr als Hände –
wenn Herzen lernten: ohne Zuspruch sein
und ohne Fessel. Fesslung macht gemein,
und die Berufnen dulden keine Wände.

Verband und Freundschaft sind oft Unterstände,
die man sich gräbt statt offnem Drauf und Drein.
Viel Friede lockte bloß als Irrlichtschein.
Oh, dass ich Fackeln, es zu künden, fände!

Oft gilt's nicht Weg zu bahnen: Weg zu sperr'n.
Der dient der Zeit nicht, der ihr knechtisch diente,
ihr frönt, ihr lobsingt, ihr Gebrechen schiente.

Den Jagdgelüsten der verwöhnten Herrn
stellt euch entgegen hochgemut und pfählern!
Man hilft der Welt nicht auf mit eitlen Mälern.

IX

Man hilft der Welt nicht auf mit eitlen Mälern.
Marmor ist willig, auch Kentaur und Faun
steh'n würdig da in edlen Stein gehau'n –
doch starben Götter schon an ihren Wählern.

Wer stürmte, mag sich nicht als Standbild bau'n,
will lieber um verdienten Ruhm sich schmälern;
(Auch Lorbeer log und bog sich den Erzählern) –
um den Bekränzten engt sich schnell der Zaun.

Viel besser: geh'n durch Wildland ohne Pfad,
dass man's bewahre gegen Flut und Krater,
und rode, säe, junge Herden hüte;

ausreifend so zu Morgen und zu Mahd:
als Brüder Tiere, Sterne als Berater.
Nicht Denkmal, Brandmal seid, des was ich glühte!

X

Nicht Denkmal, Brandmal seid, des was ich glühte!
Nicht um auf kühlen Sockeln auszuru'h'n,
gilt's blindlings irgendwelches Tagwerk tun,
harthäutig und begnügsam von Gemüte.

Denn besser ist, dass unser Herz entblühte
im Fernweh um Julin und Avalun,
als dass man nüchtern nur das Hier und Nun,
das Allzueigne schätzt, dass sich's vergüte.

Und dafür dankt mir, heut nicht, sehr viel später,
(Das bloße Dasein ist nie dankenswert!),
wenn ihr dereinst als Mütter und als Väter

erwägen könnt, womit ich euch beschwert.
Fühlt! Leidet! Brennt! Viel Nacht liegt in den Tälern.
Kein Ruf erreicht, was steinern steht und stählern.

XI

Kein Ruf erreicht, was steinern steht und stählern.
Zu billig und zu karg sind Stein und Stahl,
willfährig Kön'gen, Bal und Bacchanal,
doch großes Grauen schwärt in den Spitälern.

Und Kinder weckt's mit grellem Lampenstrahl
und viel zu früh, in Schreck vor ihren Quälern,
den weißbeschürzten strengen Tropfenzählern,
den scharfen Stimmen im getünchten Saal.

In öden Kellern schmachten kleine Leiber,
nach fernem Sternlein weint der Waisen Traum.
Der Hof ist freudlos, kahlgeweht der Baum.

Gram starb nicht aus. Es lügt der Märchenschreiber:
Es war nicht einmal, ach, es ist beständig!
Wir soll'n uns stellen brennend und lebendig.

XII

Wir soll'n uns stellen brennend und lebendig,
wie Fackel über schwarzem Dorfe wacht.
Und eine Hälfte Welt hat immer Nacht –
um sich – und hoffnungsloser noch inwendig.

Da raffen sie und rechnen sie verständig,
bis Glück und Vorteil sie an sich gebracht,
da wird getanzt, getafelt und gelacht,
gesorgt, dass man Errafftes weiter händig'.

Und Mütter lehren Töchter: Tand und Lust.
Und Söhne: Ehrgeiz, tönern und bewusst,
sich allem fernstellen, was gen Himmel sprühte.

Aus hart wird herzlos. Doch um den Verlust
des Herzens fragt man nur in blauer Mythe ...
Begrift: das Größte ist der Mut zur Güte!

XIII

Begrift: das Größte ist der Mut zur Güte,
dass euch kein Sieg entheldet noch entstellt!
Denn anders bin ich Mutter, anders Held,
mir glimmt noch Gral und Kreuzzug im Geblüte.

Vielleicht, dass ich die Forderung verfrühte,
dass noch zur Wandlung nicht bereit die Welt.
Und dennoch, wenn ihr auch an ihr zerschellt,
Ich sag: durchkämpft sie! und nicht: Gott behüte!

Das schwerste ist's, was man zu sagen hat
zu seinen Kindern, daran messt die Tiefe.
So gern ich euch zu Spiel und Speisung riefte,

ich schenk euch Hunger an des Brotes Statt.
Dass euer Tod nicht euer Leben endig',
denn dieser Erde sind wir sehr notwendig.

XIV

Denn dieser Erde sind wir sehr notwendig.
Not-Wende sein ist Insinn unsrer Sendung.
Ach, wir sind weit von Ziellicht und Vollendung,
nur wenig vollbringt man eigenhändig.

Die Nacht ist tief, der Morgen voll Verblendung,
und Wind geht um, macht wurzellos und wendig.
O hasst ihn, trotz ihm, wild und unverständlich.
Ein edler Hass zwingt Wankelmut zu Wendung.

Dröhnt tapfres Nein ins geile Ja der Lacher!
Die erste Tapferkeit hilft leuchtend weiter.
Fausthieb dem blassgesinnten Widersacher!

Brich auf zum Ritt, mein Fähnlein Schimmelreiter!
Ich bleib zurück. Ihr dürft die Zügel fassen.
Ich bin so reich nicht, mehr zu hinterlassen –

XV

Ich bin so reich nicht, mehr zu hinterlassen!
Gedanken sind Gestirn und Weg und Wende.
Zu leicht Erspartes lässt sich leicht verpassen,
doch nur zu Lehn gehört uns das Gelände.

Wir dürfen nicht die dunkle Zeit verpassen,
da Gott uns braucht als Leuchtturm oder Brände.
Nicht was wir schön sind, gilt, nur was wir fassen,
und immer fassen Herzen mehr als Hände.

Man hilft der Welt nicht auf mit eitlen Mälern.
Nicht Denkmal, Brandmal seid, des was ich glühte!
Kein Ruf erreicht, was steinern steht und stählern;

wir soll'n uns stellen brennend und lebendig,
begreift: das Größte ist der Mut zur Güte!
Denn dieser Erde sind wir sehr notwendig.

[6]

Iris von Gottberg

Nachwort

*Spuren der Kindheit und Jugend im Leben von
Gertrud von den Brincken*

Ungewöhnlich in vielfacher Beziehung erschien mir Gertrud von den Brincken bei unserer ersten Begegnung in Regensburg 1966. Erst kurz zuvor hatte mich eine gute Freundin und nicht etwa ihr Sohn Wolfdietrich über seine Mutter, meine zukünftige Schwiegermutter, aufgeklärt: deutschbaltische Lyrikerin und Schriftstellerin aus uraltadeligem Hause. Meine Achtung vor ihr stieg gewaltig und entsprechend meine Nervosität, sie kennenzulernen. Umso erstaunter war ich, als mir eine scheu wirkende, große, hagere, alte Dame die Tür zu ihrer sehr bescheiden möblierten Wohnung öffnete. Ihr Blick war neugierig und prüfend auf mich gerichtet.

Als wir uns im Wohnzimmer gegenüber saßen, hatte ich Gelegenheit, sie näher zu betrachten: Während sie mit dunkel-rauer Stimme in gedehnt rollendem baltischem Deutsch sprach, lag ein Abglanz stolzer Adelsabstammung auf ihren markanten Gesichtszügen. Mandelförmig grüne Augen waren von buschigen Brauen überdacht, Augen, deren Blick geheimnisvoll ferne Weiten suchte. Kühn und gerade ragte über leicht geschwungenen Lippen eine feine, sehr lange Nase aus ihrem schmalen Gesicht, dessen Linien in einem kleinen, zurückgesetzten Kinn zusammenflossen. Mit ihrem schneeweißen, gewellten Haar und der unter einem Kragen mit einer schlichten Brosche geschmückten weißen Bluse war sie eine gepflegte Erscheinung.

Doch wirklich kennengelernt habe ich sie ein Jahr später bei uns zu Hause in Bonn an einem unvergesslichen Abend, an dem sie mir einen tiefen Einblick in ihr Leben gab und Erfahrungen preisgab, die nicht einmal ihren Kindern in diesem Ausmaß bekannt waren. Davon möchte ich im Folgenden aus der Erinnerung erzählen.

„An äußeren Daten lässt sich die innere Wahrheit eines Lebens nicht ablesen“, so begann Gertrud im Juni 1967 ihren Bericht. Da war sie 75 Jahre alt und ich 24. Mir abgewandt mit Blick auf den Rhein, der vor

unserem Haus in der Kaiser-Friedrichstraße vorüberfloss, zeichnete sich im Dämmerlicht eines Sonnenuntergangs ihre Silhouette gegen die hereinbrechende Dunkelheit ab. Ihre Worte verschmolzen mit dem Knarren des in Bewegung gehaltenen Schaukelstuhls. Sprach sie, die stets auf Zurückhaltung Bedachte, bewusst zu mir? Oder hatte die abendliche Wehmut ihren Gedanken eine Stimme verliehen?

Da war die Rede davon, dass Gertrud ihr Leben nicht nach eigenen Zielen hatte ausrichten können. Die schwarze Last, die ihr Herz und Gewissen gleichermaßen immer wieder umdunkelte, hing mit Eta, ihrer zwei Jahre älteren Schwester, zusammen. Eta war schwer nierenleidend, ein Umstand, der sie von allen lustigen Spielen, aller kindlichen Unbeschwertheit ausschloss. Gertrud selbst fühlte sich so stark, dass sie hätte Bäume ausreißen können, sie konnte fast so schnell rennen wie die Hühnerhunde, badete mit Vorliebe auch bei eiskaltem Wetter im Fluss Abau und kletterte geschickt in die höchsten Wipfel der Ahornbäume auf dem Vorplatz des Gutshauses Brinck-Pedwahlen. Aber eine innere Stimme machte ihr deswegen ständig ein schlechtes Gewissen, denn Eta konnte und durfte dies alles nicht.

Und immer wieder, ach, allzu oft musste sie hören, dass sie die vom Schicksal Bevorzugte war und deswegen eine besondere Pflicht zum Mitfühlen und Mitleiden gegenüber Eta hätte. Sie mochte ihre Schwester sehr, sie teilten viele gemeinsame Vorlieben. Besonders Gedankenspiele wie Geschichten ausdenken oder Reime finden waren ihr tägliches Vergnügen, aber oft beneidete Gertrud ihre Schwester insgeheim, weil sie in so großem Maß die Aufmerksamkeit und die Liebe der Eltern, vor allem ihrer Mutter Louise, genoss.

Nur am Abend, wenn die Mutter den Töchtern vor dem Einschlafen herzerreißende, wehmutsvolle Balladen und Geschichten vorlas oder vortrug, und wenn sie Abenteuer, Schicksalsschläge und Verbrechen der Ahnen mit bebender Stimme erzählte, abends also gab es keinen Unterschied zwischen Eta und ihr, diese Stunde war Gertrud die liebste des Tages. Sie versöhnte sie mit allen Traurigkeiten und beflügelte ihre Fantasie mit Helden und Heiligen, mit Kobolden und Gespenstern, die auch in ihren Tag- und Nachtträumen herumgeisterten.

„Zu Hause fühlte ich meist zermürendes Unbehagen unter Mutters Blicken, wenn sie mich strafend oder voller Sorgen verfolgten. Selten konnte ich Mutter etwas recht machen, sie hielt mich für leicht-

fertig, oberflächlich, für zu wenig verantwortungsvoll gegenüber Eta. Ich höre sie noch: „Aber vielleicht verlange ich etwas Unmögliches von dir, nämlich, ein Herz zu tragen statt eines Konversationslexikons. Niemand kann Früchte tragen, weder Baum noch Herz, es sei denn, sie haben vorher in Blüte gestanden. Die Blüte jedoch, die Herzen tragen, heißt immer – Schmerz.“

Kein Wunder, dass Gertrud als Kind voller Selbstzweifel war. Welches Kind verkräftet schon, wenn ihm unterstellt wird, kein Herz zu haben. Ich vermute, dass die Mutter Louise unbewusst all ihr Hadern mit dem eigenen Schicksal auf Gertrud, der die Zukunft vielversprechend und hoffnungsvoll entgegenleuchtete, abgeladen hat.

Denn Louises Leben sah düster aus: Ihre größte Sorge neben Etas Krankheit galt wohl aus mehreren Gründen ihrem Mann Maximilian Baron von den Brincken. Als Student hatte er sich im letzten Studienjahr vor der Promotion in Dorpat bei einem Duell eine schwere, schmerzhaft Knieverletzung zugezogen, die sein Leben fortan überschattete und sein Schicksal letztlich tragisch besiegelt hatte. Schon bei seiner Hochzeit mit Louise Baronesse von Bistram im Jahr 1887 litt er an dieser unheilbaren Knieverletzung, die ihn morphiumsüchtig machte und ihm in seinen letzten Lebensjahren die Kontrolle über eine vernünftige Verwaltung seines Vermögens nahm.

Maximilians Morphiumsucht drohte seine Familie in den finanziellen Ruin zu treiben, deshalb ließen sich Gertruds Eltern aus Verantwortung oder, wie die Mutter betonte, „aus Liebe“ scheiden, um noch Schlimmeres zu verhindern. Bei der Scheidung war Louise eine junge Frau von Mitte 30, ihre Töchter 10 und 12 Jahre alt. Man kann sich vorstellen, wie unglücklich und verbittert sie war und dass sie berechtigterweise große Angst vor der Zukunft hatte.

Zunächst bedeutete die Scheidung den Verkauf des Grundbesitzes, des großen Gutshauses Neuwacken, die Abgabe der Verwaltung als Kurator des Familienbesitzes Brinck-Pedwahlen, die bis dahin Maximilian ausgeübt hatte, an seinen Bruder Anatol und den Umzug in die Kreisstadt Mitau, wo die Eltern zwar in unterschiedlichen Häusern, aber doch eng verbunden weiterlebten. Gertruds Vater Maximilian, hochgebildet, promovierter Jurist, verbrachte die letzten Jahre in Mitau lesend oder in Gesellschaft seines Hausarztes, sein häufigster Gast, mit dem er leidenschaftlich kontrovers über das Wohl und Wehe der kurländischen Heimat politisch diskutierte.

„Ich sehe Vater vor mir“ – so Gertrud – „in seinem Wohnzimmer voller Bücher im Schaukelstuhl sitzen. Über seinem blauschwarzen Haar, in seinen blauschwarzen Augen lag ein starker Glanz von fremder Sonne, wenn er, was selten vorkam und zu den kostbarsten Augenblicken mit ihm gehörte, Balladen auswendig vortrug: ‚Graf Douglas, presse den Helm ins Gesicht, gürt um dein lichtblau Schwert!‘

Und ach, an dem Weihnachtsabend im Jahr, bevor er starb, wagte ich, ihm eins meiner heimlich geschriebenen Gedichte zu schenken. Wie sehr klopfte mein Herz in Erwartung seines Urteils. Seine Worte werde ich nie vergessen: ‚Für wen hast du dieses Gedicht geschrieben?‘ – ‚Für mich allein, es kam aus mir heraus‘, flüsterte ich. – ‚Ein Gedicht ohne den Antrieb von eitlen Ehrgeiz, um so erfreulicher. Dir ist ein Talent geschenkt worden, dafür quittiert man mit einem Versprechen. Tu alles, was in deinen Kräften steht, um dieses Versprechen zu erfüllen. In deinen Kräften heißt vor allem: in deinem Willen zur Arbeit.‘“

Diese Worte hat sich Gertrud ein Leben lang zu Herzen genommen, sie wurden ihr tiefstes, höchstes Lebensziel, diese Worte sollten für sie zugleich sein Vermächtnis werden, denn bald danach ist ihr Vater – er war noch keine 45 Jahre alt – unerwartet gestorben.

Maximilians Tod ließ eine unglückliche und untröstliche Louise zurück. Er war ihre große Liebe geblieben trotz Morphiumsucht, trotz Scheidung, trotz seines schwierigen Charakters. Wie niemand sonst kam er ihrem Denken und Fühlen nahe: Sie bewunderte ihn wegen seiner Prinzipientreue, seiner stolzen Abgrenzung gegen Andersdenkende und gegen vermeintlich moralisch Minderwertige, wegen seiner Kompromisslosigkeit. Denn auch Louise machte sich nicht gemein mit Leuten, die sie für moralisch niedriger hielt, die das Leben, wie sie sagte, als Tanzsaal betrachteten. Glücklich sein, unbeschwerte Freude empfinden, galt ihr als Verdorbenheit, als Oberflächlichkeit. Sie war eine höchst moralische Instanz, eine strenge Richterin, weit erhaben über den Rest der Menschheit. So empfand Gertrud ihre Mutter, deren mahnende Stimme sie bis ins hohe Alter in ihrem Herzen sprechen hörte.

„Ach“, erinnerte sich Gertrud, „noch heute fühle ich die tadelnden, schneidend-harten, verurteilenden Worte von Mutter wie einen Schwertstich, wenn ich an jenen Abend zurückdenke, an dem ich in Mitau von einem Gartenfest bei einer Schulfreundin zurückkehrte und Mutter die Wohnungstür öffnete. Ich muss etwas ausholen: Eta lag krank im Bett

und litt zusätzlich unter einer Augenentzündung, so konnte die Arme nicht einmal lesen. Ich hatte versprochen, ihr abends vor dem Schlafengehen vorzulesen, was ich ja seit geraumer Zeit gerne getan hatte. Dann geriet ich in einen Gewissenszwiespalt, denn eine Schulfreundin hatte mich zu ihrem Geburtstagfest eingeladen.

Eigentlich hatte ich sofort abgesagt, aber sie redete beharrlich und lange auf mich ein, doch zu kommen. Die ganze Klasse hätte schon zugesagt, jeder würde mich vermissen, gegen Abend würden Lampions im Garten aufgehängt, Musik würde aufgespielt, und dann sagte sie noch: ‚Stell dir die schönen Spiele vor, die ich vorbereitet habe, du willst doch keine Spielverderberin sein und einfach wegbleiben.‘ Nein, eine Spielverderberin wollte ich nicht sein.

Damals war ich 16 Jahre alt, in einem Alter, in dem man auch ein wenig seine Fühler zum anderen Geschlecht ausstreckt. Ein Junge in der Klasse, er hieß Herbert, gefiel mir besonders gut, wie verlockend die Vorstellung, ihn auf dem Fest zu sehen! Aber ich wusste genau, dass Mutter solche Veranstaltungen ablehnte.

Ich gebe zu, in der Angst, ein Verbot zu bekommen, sagte ich ihr sehr verspätet und nur im Vorübergehen, während sie mit Briefeschreiben beschäftigt war, dass ich jetzt zu einer Geburtstagsfeier gehe. Ich sah Mutter nicken und sprang befreit hinaus in den sonnigen, heiteren Nachmittag. In vollen Zügen genoss ich die unbeschweren fröhlichen Stunden im Kreis meiner Freundinnen und Klassenkameraden.

Und immer, wenn man glücklich ist, das weiß jeder, verfliegt die Zeit viel zu schnell. In der Dämmerung leuchteten bereits die bunten Lampions, da fiel mir mit großem Schrecken ein, dass die Zubettgehzeit überschritten war und Eta an diesem Abend vergeblich auf mein Vorlesen gewartet hatte. Aber vielleicht, so tröstete ich mich, hatte Mutter aus Gutmütigkeit meine Aufgabe übernommen.

Auf Zehenspitzen schlich ich die Treppenstufen zu unserer Wohnung hinauf. Wie von selbst sprang die Tür auf, dahinter totenstill und schwarz der Flur. Dann durchbohrte mich Mutters Stimme wie ein schmerzender Pfeil: ‚Sag nichts! Du sollst aber hören, was du getan hast. Ob du es je gutmachen kannst, weiß ich nicht, durch Worte nicht – vielleicht durch ein ganzes Leben nicht. Ich habe nur auf deine Menschwerdung gewartet. Ich habe umsonst gewartet. Immer wieder habe ich an dich zu glauben versucht, an eine Opferbereitschaft in dir. An diesen Glauben habe ich mich immer wieder gehalten, wenn die

Polypenarme der Gesellschaft nach dir griffen. Oft habe ich mich gefragt, was wird aus Eta? Dann beruhigte ich mich, Gertrud wird bei ihr bleiben. Und wenn sie auch in Versuchung kommt, sie jemals zurückzusetzen vor eigenem Glück, sie wird die Versuchung überwinden. Ich habe Gertrud die kranke Schwester ans Herz gelegt. Mein schriftlich niedergelegtes Vermächtnis habe ich heute zerrissen, denn du hast kein Herz!‘

Das waren Mutters Worte. Zur Strafe für meine unverzeihliche Verfehlung wurde ich von der Schule abgemeldet und zehrte in Zukunft nur von dem Wissen, das Eta durch privaten Unterricht vermittelt bekam. Eta wurde sozusagen meine Lehrerin. Wie sehr bemühte ich mich in den folgenden Wochen, inneren Frieden zu finden, vergeblich! Ormuzd und Ahriman kämpfen miteinander, solange die Erde besteht, und auch in meiner Herzkammer tobte ein Krieg.

Keinem anderen als meinem Tagebuch konnte ich diesen Seelenschmerz so offen anvertrauen. Mein Tagebuch war, seit ich mit fünf Jahren schreiben konnte, mein täglich tröstender Begleiter, besonders später in Mitau, mein innerer Zufluchtsort, mein Ersatz für den fehlenden Wald, in dem ich meine zerbrechliche Welt in Worten zurecht-rücken konnte. Alle Erlebnisse, Hoffnungen, Wünsche, alle Fragen über Gott und die Welt schrieb ich in mein Tagebuch nieder, manchmal auch in Gedichtform. Seither kann ich mir ein Leben ohne Schreiben nicht vorstellen.“

Später, 1910, hatte die nierenkranke Eta als junge Frau die Erlaubnis für eine Heirat bekommen. Zwanzigjährig heiratete Eta standesgemäß den jungen Offizier der zaristischen Armee Alexis von Transehe-Roseneck. Doch unvergesslich der tiefe Schmerz, als ihr kleiner, acht Monate alter Sohn Karl-Heinrich am 5. November 1915 an Nierenversagen gestorben ist. Noch war die Familie in tiefer Trauer, als das Schicksal wieder hart zuschlug, denn während der neuen Schwangerschaft starb Etas Mann 29-jährig am 16. Dezember 1916 an der Ruhr und an galoppierender Schwindsucht, die er sich an der Front zugezogen hatte. Dann wurde nach dem Tod des Vaters im Juni 1917 heiß-ersehnt Alix gesund geboren.

Für Gertrud war es selbstverständlich, dass sie, als die verwitwete Schwester nach über zwei Jahren kriegsbedingter Trennung mit ihrem Baby von Riga nach Tuckum zu Mutter und Schwester ziehen konnte, fortan für Alix sorgen wollte, ja, sie legte sogar auf Wunsch ihrer Mutter

Louise den Schwur ab, die Stelle – man bedenke, wie anspruchsvoll – des fehlenden Vaters einzunehmen.

Das 20. Jahrhundert mit seinen beiden verheerenden Weltkriegen, in dem Gertrud von den Brincken ihr Erwachsenenleben zugebracht hat, war ein wahrhaft dunkles, das den Menschen in seiner abgrundtiefen Grausamkeit offenbarte und die Länder- und die Gesellschaftsordnung von Grund auf revolutionierte. Besonders das Baltikum in seiner exponierten nordöstlichen Stellung hin zu Russland wurde zum Spielball gegnerischer Mächte.

Zu Lebzeiten von Gertruds Vater Maximilian gehörte das Baltikum zum zaristischen Russland. Die politischen Schikanen der Russen gingen in den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts so weit, dass öffentlich Deutsch zu sprechen einer staatsfeindlichen Gesinnung gleichkam, für die man zur Strafe nach Sibirien geschickt werden konnte.

Auf diese Repressalien antwortete der verletzte Stolz der Deutsch-Balten mit einer rigorosen Ablehnung alles Russischen. Russische Sitten und Gebräuche, russische Kultur waren verpönt, Russisch zu sprechen war innerhalb der eigenen vier Wände ein Sakrileg. Der Widerwille gegen alles Russische betraf auch die russisch-orthodoxe Religion. Obwohl die Anordnung hieß: „Ist ein Elternteil russisch-orthodox, müssen die Kinder russisch-orthodox getauft werden“, hatten viele Paare ihre Kinder nicht russisch-orthodox taufen lassen, so auch Maximilian, der wegen seiner Urgroßmutter aus einem Kosakengeschlecht russisch-orthodox war, während Louise wie die meisten Deutsch-Balten der evangelisch-lutherischen Kirche angehörte. Mit Hilfe des Tricks einer Nottaufe hinter dunkel verhangenen Fenstern wurden Eta 1890 und 1892 Gertrud von einem eilig herbeigerufenen Pastor in die evangelisch-lutherische Kirche aufgenommen.

Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs wurde von vielen Deutsch-Balten jubelnd begrüßt, konnte er doch nur bedeuten, dass Kurland von den Deutschen siegreich erobert würde und man sich endlich von den Russen befreien könnte, unter denen man litt.

Doch zunächst wurde Gertrud in Riga im Schnellkurs zur Hilfskrankenschwester ausgebildet, um dann in Birkenruh bei Wenden/Livland in einem zaristischen Kriegslazarett den Kriegsverletzten beizustehen. So deutschnational Gertrud auch gesinnt war, Leidende waren

für sie nichts als Leidende, unabhängig von Nation und Religion. Vor allem Tataren, Armenier, Samojuden, Georgier, Turkmenen und Grusinier waren ihre Patienten, dankbar für jeden freundlichen Blick und jede Handreichung. Und zu Weihnachten, wenn die russische Zarenhymne gesungen wurde, vergaß sie ihr Deutschtum ganz und gar.

1915 zwang die Beschlagnahmung aller Bankenvermögenswerte der Deutschen und Deutsch-Balten durch die zaristische Regierung Gertrud und ihre Mutter Louise – Eta war inzwischen in Riga verheiratet – zu einem Umzug von der Bezirkshauptstadt Mitau in die Kleinstadt Tuckum, wo Gertrud die nächsten zehn sehr schicksalsreichen Jahre bis zu ihrer Verheiratung lebte und die sie später oft als ihre eigentliche Heimat besungen hat. „Mein fernfernes Tuckum – seit ich nicht mehr in der Heimat leben darf, lebt sie in mir.“

Welch große Hoffnungen waren mit dem Einmarsch der deutschen Truppen in Kurland am 15. Juli 1915 verbunden! Zur Aufbesserung ihrer Einkünfte nahmen Gertrud und ihre Mutter immer wieder für kurze Zeit Offiziere zur Untermiete auf. Diese Offiziere freuten sich über die familiäre Atmosphäre im Hause Brincken, ganz besonders über Gertrud, die mit ihnen Schach spielte. Gertrud wiederum war dankbar für jede Abwechslung ihres eintönigen Lebens, abgesehen davon, dass manche Begegnung eher mühselig und lästig und sie froh war, wenn der Untermieter wieder auszog.

Ein Untermieter unter den vielen aber ging als Lichtgestalt in Gertruds Schicksal ein. Die tiefe, unauslöschliche Liebe zu ihm und der nie versiegende Trennungsschmerz wurden zur Quelle ihrer herzerreißenden Liebeslyrik – im Alter nochmals zusammengestellt in *Dass wir uns trennen mussten*. Es war Hans Carls, der Feldpriester aus dem Rheinland, dessen Foto sie durch alle Umbrüche ihres Lebens wie einen unvergleichbar kostbaren Schatz bewahrt und gerettet hatte und das, als sie schon über achtzig war, einen Ehrenplatz auf ihrem Schreibtisch einnahm.

War es Liebe auf den ersten Blick? Wir wissen es nicht, wir wissen bloß, dass auch Hans Carls, sechs Jahre älter als Gertrud, trotz seines Zölibats in Leidenschaft zu der 24- oder 25-jährigen Baroness entbrannt war, besonders als er nach einem Fronteinsatz zum zweiten Mal nach Tuckum zurückgekehrt war. Später 1944 – als Nazigeegner war er im Konzentrationslager Dachau inhaftiert und seines Todesurteils gewiss – ließ er sein Leben Revue passieren und erinnerte sich:

„Ich dachte noch weiter zurück: an den Ersten Weltkrieg an die Zeit, da ich meinem Herrgott das größte Opfer gebracht hatte, das einem Mann abverlangt werden kann. Das, was man sich unter irdischem Lebensglück vorstellt und ersehnt, hatte ich hingegeben, um meinem Eid, meiner Berufung treu zu bleiben.“

Eine heiß brennende Liebe, ein lodernes Liebesfeuer, das wohl von beiden Seiten mit Beteuerungen und Schwüren immer wieder neu entfacht wurde, vor allem aber im Ausmalen einer gemeinsamen Zukunft, die sie Hand in Hand als liebende Eheleute durchschritten, ein Kind an ihrer Seite.

Bis zum Spätherbst 1918 hoffte man noch mit letzter Kraft auf einen Sieg der Deutschen. Dann geschah die Kapitulation im November 1918. Sie besiegelte den Niedergang eines halbwegs geordneten Alltagslebens. Die Versorgung der Zivilbevölkerung war katastrophal, insbesondere in der Stadt, weil die Verkehrsverbindungen zur Umgebung unterbrochen waren. Die Menschen hungerten, und als Folge nahmen Krankheiten und Kriminalität zu.

Das Land wurde von gegnerischen Kampftruppen überrollt. Vor allem die Zivilbevölkerung wurde Opfer dieser kriegerischen Auseinandersetzungen. Besonders schwer hatte es Gertrud mit ihrer Verantwortung für die alte, herzkranke Mutter, die leidende Schwester und die 1917 geborene Nichte, ein zartes, anfälliges Kleinkind, die nach der Befreiung Rigas ebenfalls nach Tuckum gezogen waren.

Kaum hatten sich die geschlagenen Deutschen im Januar 1919 aus Kurland zurückgezogen, begann die Zwangsherrschaft einer „roten Soldeska“. Das Tuckumer Gefängnis füllte sich rasch mit deutschen Gefangenen, darunter auch viele deutsch-baltische Gutsbesitzer.

An einem Märztag fand die Gruppe derer, die die Haftzeit unter schrecklichsten Bedingungen halbwegs überlebt hatte, ein unvorstellbar erniedrigendes und grausames Ende: Eskortiert von Rotarmisten, Schaufeln auf ihren Schultern, wurden die Todgeweihten den Galgenberg hinaufgetrieben, um ihre Gräber selbst auszuheben, bevor sie erschossen hineinfallen sollten.

Unter dem Eindruck dieser Schreckensnachricht bildete sich eine Baltische Landeswehr. Der Stoßtrupp des mutigen Hans Baron von Manteuffel befreite mit einem Angriff auf die bolschewistischen Wachtposten die restlichen Inhaftierten. Während der Trauerfeierlichkeiten auf dem Galgenberg für die Hingerichteten erreichte die Trauer-

gemeinde die Nachricht, dass die Roten im Anmarsch seien und man augenblicklich die Flucht ergreifen sollte.

Aber wie? Gertrud war verzweifelt. Dableiben war für sie, deren Gedichte in der Zeitung publiziert worden waren, unmöglich, also machte sich ihre vierköpfige gesundheitlich angeschlagene Familie für die Flucht bereit. Es ging auf verschlungenen, verschneiten Wegen – im März lag noch tiefer Schnee im Baltikum – im Pferdeschlitten von einem zerschossenen, geplünderten Gutshaus zum nächsten, „oft dicht am Tod vorbei, dicht an pfeifenden Geschossen, dicht am Wunsch: wenn es doch schon zu Ende wäre, alles zu Ende!“

Aber es ging weiter, und man musste froh sein, überhaupt ein Dach über dem Kopf zu haben und wenn es auch ein undichtes war, und froh, womöglich in den verlassenen Speisekammern das ein oder andere Ess- oder Trinkbare zu finden, wenn es auch schon fast ungenießbar war. Geschlafen wurde auf Strohmatten inmitten von Pfützen und Ungeziefer und einer Rattenplage; die größte Not aber waren Krankheit, Schlafmangel und vor allem Hunger.

Im April 1919 hieß es, Tuckum sei von den Roten befreit, so machte Gertrud sich mit ihrer Dreigenerationenfamilie auf den beschwerlichen Weg nach Hause. Ein Glück, dass der Frühling mit wärmeren Temperaturen den Winter mit Schnee und Kälte vertrieben hatte.

Die Machtverhältnisse änderten sich so rasch wie die Jahreszeiten. Nach den Roten kamen deutsche Freikorpskämpfer, dann wieder die Roten, bekämpft von der Baltischen Landeswehr. Als Gegner der Bolschewiken trat eine Truppe meist russischer Freiwilliger unter Fürst Awaloff-Bermont auf, die er 1916 in deutscher Gefangenschaft um sich geschart hatte, um sich gegen die Roten zur Wehr zu setzen. Siegesicher und nagaikaschwingend hielt sie einen stürmischen Einzug in Tuckum. Awaloff-Bermont nannte sich selbstbewusst „Oberbefehlshaber der russischen Westarmee“.

Die Vortruppe der inzwischen aufgestellten lettischen Armee zwang die Bermont-Truppe zum raschen Rückzug. Verstreute, befreite Kriegsgefangene plünderten, vergewaltigten Frauen und überfielen wehrlose Bürger. Tuckum verwandelte sich in einen Hexenkessel.

Dann am 18. November 1919 wurden als Zeichen des endgültigen Sieges der Letten und zur Feier der Geburt des lettischen Staates der Marktplatz und die Straßen in Tuckum mit Fahnen geschmückt in den Nationalfarben rot weiß rot. Kurland, nun ein Teil

von Lettland, büßte seinen wohlklingenden, geschichtsträchtigen Namen ein.

Wieder folgten Jahre großer Not. Im Bemühen um das tägliche Überleben wurden alle anderen Probleme zur Nebensache, man war einfach zu erschöpft, auch nur über den heutigen Tag hinauszudenken. Aber vielleicht lag ja gerade darin ein Trost.

Wenn man verzweifeln wollte, schenkten hilfreiche Menschen aus ihrem geringen Überfluss einen Laib Brot, etwas Wurst, Käse und Milch für die Kleine, oder Gertrud konnte einige Lebensmittel aus der Armenküche beisteuern, wo sie für kurze Zeit aushalf. Und weil es ums nackte Überleben ging, war sie sich auch nicht zu schade, sich als Gepäckträgerin zu schinden, als Putzfrau und – kaum vorstellbar! – als Kloakenfrau. Welche Bürde musste Gertrud allein als „verdienender Mann“ für den Frauenclan schultern, woher nahm sie die Herkuleskraft für die pausenlose Schwerstarbeit?

Eine Hoffnungstür wurde zugeschlagen, gleichzeitig öffnete sich die nächste einen Spaltbreit für neues Glück. Eines Tages erschien das Glück in Gestalt eines amerikanischen Militärarztes und bot Gertrud eine einigermaßen gut bezahlte Stelle als Krankenschwester beim amerikanischen Roten Kreuz an, das die erste Krankenversorgung im neuen lettischen Staat übernommen hatte.

Für die Letten, nun an der Macht, war die Zeit der Vergeltung gekommen an der Oberschicht, zu der neben den Deutsch-Balten auch lettische Intellektuelle, erfolgreiche Händler und hohe Amtsinhaber gehörten. Sie wurden belästigt und mit Missgunst verfolgt. Aber mehr als die Oberschicht litten wohl Zigeuner und Juden unter Ausgrenzung und Rechtlosigkeit; sie waren die eigentlichen Außenseiter der Gesellschaft, standen völlig jenseits nationaler Achtung.

Immer neue Gebote und Verbote wurden von der lettischen Regierung gegen die Deutsch-Balten als ihre erklärten Feinde erfunden. Ein Gebot hieß, es dürften offiziell nur Krankenschwestern arbeiten, die ein lettisches Examen besäßen. Zu denen gehörte Gertrud leider nicht, deshalb verlor sie ihre Anstellung beim amerikanischen Roten Kreuz. Während der neuen Durststrecke geschah gerade rechtzeitig das Wunder der Überweisung eines ordentlichen Geldschecks der wohlhabenden Tante Anna Baronin von Bistram, der Schwägerin von Louise, die rechtzeitig ins Deutsche Reich emigriert war und in Bayern ein Gut besaß, um die größte Not zu mildern und es Gertrud

zu ermöglichen, in Riga ihre Englischkenntnisse zu vervollständigen.

Das neue Examen bei einem Professor aus Oxford berechtigte sie, Englischunterricht zu geben, und mit diesem verdienten Geld konnte sie wieder ihre Familie über Wasser halten. Wer waren ihre Schüler? Vor allem Letten, die in Amerika ihre neue Schutzmacht erblickten, und Juden, die nach Amerika ausreisen wollten, in das Land der unbegrenzten wirtschaftlichen Möglichkeiten weit weg von allem Elend der Nachkriegsjahre.

Noch ahnten die Juden nicht, was ihnen durch Hitlers Rassenwahn und seine Vernichtungspolitik bevorstand, dass sie zu unwerthem Leben und zu millionenfachem Gastod verurteilt werden sollten. Welch lebensrettendes Glück für die, die rechtzeitig das Weite suchen konnten!

Aber, so hat sich Gertrud nach dem Zweiten Weltkrieg oft gefragt, wie mag es Alix' beiden kleinen jüdischen Freundinnen aus der Volksschule ergangen sein? „Malli war die Tochter des reichsten koscheren Schlachters im Städtchen und Lihbi war die Tochter eines Hausierers, der mit seinem Pindel (Kiepe) von Gesinde zu Gesinde zog und seine Waren verkaufte. Lihbi war ängstlich, sie fürchtete sich vor unseren vielen Fenstern, ‚durch die nicht wer weiß wer könnte einschaun‘, vor dem großen Garten, ‚in dem nicht wer weiß wer könnte sitzen‘. Malli dagegen erklärte kategorisch, sie sei nicht so dumm, sie fürchte sich weder vor den Fenstern noch vor dem Garten und vor einem Mörder schon gar nicht. ‚Was du dumm bist, Lihbi, immer mit deine Mörder. Kein Mörder wird nicht kommen.‘“

Im Jahr 1924 sollte sich Gertruds Leben von Grund auf ändern. Sie war 32 Jahre alt, gezeichnet durch Jahre der Not, ausgelaugt von der täglichen Sorge um die Ihren, ausgehungert nach etwas Glück und Aufheiterung, da erreichte sie die schriftliche Anfrage eines aus Österreich stammenden Professors, Walther Schmied-Kowarzik, der in Dorpat Philosophie und Psychologie lehrte, ob er sie treffen dürfe, sie wäre ihm als namhafte baltische Dichterin genannt worden, er plane, einen estländisch-deutschen Kalender herauszugeben und sammle gute Beiträge.

Wie dürfen wir uns ihre erste, schicksalsentscheidende Begegnung in Riga vorstellen, vielleicht an einem freundlichen Herbsttag im Oktober? Die kleine Geschichte ihres Kennenlernens in Riga beschrieb Gertrud in den unveröffentlichten Lebenserinnerungen *War dies mein*

Leben?: „Eta empfing mich mit der großen Neuigkeit: ‚Ein Brief ist für dich angekommen von einem Wiener Professor – er möchte dich in Riga treffen wegen deiner Gedichte. Und ein Bild hat er beigelegt, damit du ihn erkennen kannst.‘

Es fügte sich, dass ich in der folgenden Woche wegen der verfallenen Lombardscheine nach Riga fahren musste. Des Professors Foto: ein Mann mit einem schwarzen Bart machte keinen sehr ansprechenden Eindruck auf mich. Ein alter Herr mit weißem Bart, das war recht ehrwürdig, aber ein schwarzer – schrecklich! Wie aus dem Alten Testament herausgeschnitten! Doch wenn dieser Professor meine Gedichte veröffentlichen und honorieren wollte, war ich bereit, den Bart in Kauf zu nehmen, über ihn hinwegzusehen.“

Ein Jahr zuvor war Walther Schmied-Kowarzik verlassen worden von seiner österreichischen Ehefrau Grete, mit der er einen Sohn, Volker, 7 Jahre alt, hatte, Grete, eine höchst kapriziöse und exzentrische, dazu noch untreue Ehefrau. Sie war aus dem kalten, dunklen, unwirtlichen Norden zurückgeflohen in den milden, sonnigen Süden, nach Wien mit seinen kulturellen und gesellschaftlichen Abwechslungen.

Es wird berichtet, dass Walther Gertrud für die Mitarbeit am estländisch-deutschen Kalender gewinnen konnte, dass sie sich bei der gemeinsamen Arbeit an der Herausgabe näher gekommen sind und schließlich dabei wohl der Funke der Liebe von Walther auf Gertrud übersprungen ist. Er soll sehr um sie, das etwas spröde und distanzierte Adelsfräulein, geworben und ihr jeden Wunsch von den Augen abgelesen haben. Einmal, so erzählte Gertrud mir, hat er ihr, die leidenschaftlich gerne Eis verzehrte, 14 Portionen Eis nacheinander bestellt, zwar eine Freude für Gertruds Gaumen, aber keineswegs für ihre Leber und Galle.

Sie erkrankte schwer an Hepatitis und musste wochenlang zu Hause von Mutter und Schwester gepflegt werden. Der Stoßseufzer nach der anstrengenden Betreuung: „Du kannst ihn (den Professor) ruhig heiraten, wir kommen schon allein zurecht“ verkürzte die Verlobungszeit von Gertrud und Walther um ganze vier Jahre. Denn Gertrud hatte sich eine Wartezeit bis zur Eheschließung von fünf Jahren ausbedungen. Im August 1925 heirateten Walther und Gertrud bei den Eltern von Walther in Mödling bei Wien, bevor das jung vermählte Paar dann nach Dorpat zog.

Zur Gesamtauswahl der Lyrik von Gertrud von den Brincken

Die Veröffentlichung ihres ersten Gedichtbandes *Wer nicht das Dunkel kennt* vor hundert Jahren in Riga machte die damals 19-jährige Gertrud von den Brincken schlagartig in Kreisen der gebildeten Deutsch-Balten bekannt und legte den Grundstein für ihre weitere Karriere als Lyrikerin und Schriftstellerin.

Ihre fünfzehn Gedichtsammlungen und vierzehn Romane, Novellen und Schauspiele sind inzwischen vergriffen und vergessen, die frühesten von ihnen sind in keiner deutschsprachigen Bibliothek mehr aufzufinden, ein Umstand, der von vielen Liebhabern ihrer Werke bedauert wird.

Daher nehmen wir das hundertste Erscheinungsjahr des ersten Gedichtbandes sowie den hundertzwanzigsten Geburtstag von Gertrud von den Brincken am 18. April 2012 zum Anlass, mit einer vierbändigen Gesamtauswahl ihrer Lyrik aus sieben Jahrzehnten an ihre Dichtung zu erinnern.

Der erste Band dieser Auswahl *Halt beschützend über mir die Hand – Frühe Gedichte (1911–1927)* sammelt Gedichte aus den ersten fünf Lyrikbänden, die zwischen 1911 bis 1927 in ihrer baltischen Heimat entstanden sind. Mit aufgenommen wurden in diesen Band auch die Gedichtsammlung *Dass wir uns trennen mussten*, die Gertrud von den Brincken selber noch aus teils veröffentlichten, teils unveröffentlichten Gedichten aus den frühen 20er Jahren zusammengestellt und 1975 herausgegeben hat, die allesamt inspiriert sind von der nie versiegenden Liebe zu dem katholischen Feldpriester Hans Carls aus dem Rheinland während des Ersten Weltkriegs.

Der zweite Band *Durch die Lande geht ein großes Raunen – Balladen und lyrische Zyklen (1917–1942)* zeichnet Gertrud von den Brincken als eine der großen Autorinnen dramatischer Lyrik des frühen 20. Jahrhunderts aus, die in der Form der Balladendichtung bald in Vergessenheit geriet. In der zweiten Hälfte der 20er Jahre formte sie ihre erzählende Lyrik zu Liederzyklen weiter, deren bedeutendstes Beispiel *Judas Ischarioth* sie 1974 zu ihren Lebzeiten nochmals verändert herausbrachte. Ebenfalls beigefügt wurden dem zweiten Band

zwei Sonettenkränze aus den frühen 40er Jahren, die ihr Bekenntnis zur untergegangenen Heimat bezeugen und ihr ethisches Vermächtnis aussprechen.

Die gesammelten Gedichte des dritten Bandes *Doch auch ein Wort kann viel sein – Gedichte der Wanderschaft (1928–1958)* thematisieren ihr wechselvolles Schicksal in Zeiten großer politischer Umbrüche, die Gertrud von den Brincken mit ihrem Ehemann und den gemeinsamen Kindern auf vielen Wanderstationen durchlebte: Frankfurt a.M., Friedberg in Hessen, Mödling bei Wien, Flucht nach Schloss Unterbruck in Bayern und schließlich ab 1950 Regensburg, wo sie ihre letzte Bleibe fand. Neben den drei Gedichtbänden, die zwischen 1942 und 1954 erschienen sind, wurde hier auch die Gedichtsammlung *Gezeiten* aus dem Nachlass von Gertrud von den Brincken aufgenommen, bereits in den 30er Jahren entstanden, die damals aufgrund ihres kritischen Untertons jedoch keinen Verleger fand.

Auch der vierte Band *Was ich noch sagen wollte – Späte Gedichte und zweistimmige Lyrik (1959–1982)* bringt neben einer Auswahl aus dem letzten, umfangreichen Band *Wellenbrecher* von 1977 mit zweistimmiger – gereimter und ungereimter – Lyrik Gedichte aus der Nachlasssammlung *Ausklang*, die Gertrud von den Brincken in ihren letzten beiden Lebensjahrzehnten geschrieben hat. Hier – in den Jahren nach dem Tod ihres Ehemannes – überwiegt in der Stille ihrer Zurückgezogenheit die für sie typische Gedankenlyrik, ihr Ringen um und mit Gott, ihr Nachsinnen über das Menschsein und seine Verantwortung gegenüber den Mitmenschen.

In der vorliegenden Gesamtauswahl der Lyrik von Gertrud von den Brincken sind ungefähr zwei Drittel aller in den fünfzehn Lyriksammlungen veröffentlichten Gedichte und Balladen gesammelt. Eine alphabetische Gesamtliste ihrer Gedichte wird dem vierten Band beigelegt, darin wird auch vermerkt, in welchen der fünfzehn Bände die Gedichte und Balladen erstmals erschienen und in welchen Auflagen sie wieder aufgenommen worden sind. Als Siglen dient hierzu eine Nummerierung der Lyrikbände von 1 bis 15, wie sie in der Bibliographie aufgeführt sind, wobei die zusätzlich hochgestellten Zahlen auf die entsprechenden Auflagen verweisen. Diese Kennzeichnung ist auch am Ende jedes Gedichtes rechts außen angemerkt. Da Gertrud von den

Brincken ihre Gedichte, Lieder und Balladen nicht nur von Auflage zu Auflage immer wieder umgearbeitet, sondern oftmals auch die Zusammenstellungen der Gedichtbände in den späteren Auflagen variiert hat, dient eine solche genaue Auflistung der Möglichkeit, den Wandlungsprozess bestimmter Gedichte nachgehen zu können.

In die vorliegenden Auswahlbände wurden die Gedichte jeweils in der letztveröffentlichten Fassung aufgenommen, oftmals zusätzlich unter Einbeziehung handschriftlicher Verbesserungen von Gertrud von den Brincken aus ihren persönlichen Handexemplaren, trotzdem werden sie den Auswahlbänden jeweils ihrem Ersterscheinungsjahr zugeordnet. Nur in ganz wenigen Ausnahmen werden aus thematischen Gründen einzelne Gedichte anderen Sammlungen eingefügt, diese Ausnahmen sind jedoch durch die Kennung leicht zu identifizieren.

Da die vorliegenden Auswahlbände des lyrischen Gesamtwerks von Gertrud von den Brincken vornehmlich die Aufgabe haben, sie einer heutigen Leserschaft bekannt und verfügbar zu machen, wurde auf weitere historisch-kritische Anmerkungen verzichtet.

Siglen der Gedichtbände und Bibliographie des Gesamtwerks

GEDICHTBÄNDE

- [1] *Wer nicht das Dunkel kennt. Gedichte*, Riga (Jonck & Poliewsky) 1911, 75 S.; verändert [2. Auflage] in: *Aus Tag und Traum. Balladen und Lieder*, 2. Auflage, Riga 1927, S. 141-157.
- [2] *Lieder und Balladen*, Berlin-Steglitz (Fritz Würtz) 1917, 73 S.; 2. veränderte Auflage Berlin-Riga-Leipzig 1919, 69 S.; 3. veränderte Auflage Berlin (Georg Neuner) 1926, 76 S.
- [3] *Aus Tag und Traum. Balladen und Lieder*, Riga (Jonck & Poliewsky) 1920 [Umschlag: 1921], 191 S.; 2. veränderte Auflage mit einem Anhang: Jugendgedichte *Wer nicht das Dunkel kennt*, Riga 1927, 157 S.
- [4] *Schritte... Neue Lieder und Balladen*, Berlin und Leipzig (Georg Neuner) 1924, 122 S.; 2. veränderte Auflage, Berlin und Leipzig 1927, 133 S.
- [5] *Das Heimwehbuch. Blätter vom Baltischen Baum*, Berlin und Leipzig (Georg Neuner) 1926, 73 S.; 2. und 3. unveränderte Auflage, Berlin und Leipzig 1929.
- [6] *Unterwegs. Gedichte*, Stuttgart (Franckh'sche Verlagsbuchhandlung) 1942, 95 S.
- [7] *Stimme im Dunkel*, München (Neubau Verlag) 1949, 63 S.
- [8] *Heimwehbuch*, Bovenden bei Göttingen (Baltischer Verlag) 1950, 49 S.; 2. veränderte Auflage, Bovenden bei Göttingen 1954, [ohne Seitenzahlen] 61 S.
- [9] *Abschied. Eine Auswahl aus Lyrik und Prosa*, Hannover (H. v. Hirschheydt) 1961, 237 S. [Lyrik: S. 17-111].
- [10] *Judas Ischarioth. Ein lyrischer Zyklus*, Darmstadt (J. G. Bläschke) 1974, 19 S.
- [11] *Daß wir uns trennen mußten ...*, Darmstadt (J. G. Bläschke) 1975, 79 S.
- [12] *Wellenbrecher – Zweistimmige Lyrik*, Darmstadt (J.G. Bläschke) 1976, 203 S.

- [13] *Gezeiten*
 [14] *Ausklang*
 [15] *Ungereimtes*
 [13]– [15] erschienen in: *Gezeiten und Ausklang*. Gedichte aus dem Nachlaß, hg. von Winno von Löwenstern, Köln (Mare Balticum) 1992, 223 S.

ROMANE UND PROSABÜCHER

- März. Roman*, Wien (Zinnen-Verlag) 1937, 277 S.
Herbst auf Herrenhöfen. Roman, [Vorabdruck Velhagen & Klasings Monatshefte 1939], Bielefeld und Leipzig (Velhagen & Klasing) 1939; 2. Auflage 1940; 3. Auflage 1941, 296 S.
Unsterbliche Wälder. Roman, Stuttgart (Franckh'sche Verlagsbuchhandlung) 1941; 2. Auflage 1942, 286 S.
Niemand. Roman, Stuttgart (Franckh'sche Verlagsbuchhandlung) 1943; 2. und 3. Auflage 1944, 636 S.
Helmut sucht einen Freund [Jugendbuch]. Mit 20 Zeichnungen von Lilo Kleeberg, Lüneburg (Heliand Verlag) 1949, 176 S.
Land unter. Erlebnisse aus zwei Weltkriegen, Bolschewikenzeit und Nachkriegsjahren, Darmstadt (J.G. Bläschke) [1976], 294 S.
Nächte. Roman, Kassel (Georg Wenderoth) 1981, 320 S.

NOVELLEN UND ERZÄHLUNGEN

- Der Kanzelstein*, [Vorabdruck in Velhagen & Klasings Monatshefte 57. Jg. 2. Bd. 1942/43], Bielefeld und Leipzig (Velhagen & Klasing) 1943
Aina. Erzählung, Honnef [Vertrieb: Harro von Hirschheydt, Hannover] 1958, 91 S.
Abschied. Eine Auswahl [aus Lyrik und Prosa], Hannover (Harro von Hirschheydt) 1961, 237 S.
Ismael. Fünf Fragmente. Mit sechs farbigen Radierungen von Erich Brauer, [= Nürnberger Liebhaberausgaben], Nürnberg (Glock & Lutz) 1971, 73 S.
Eine Handvoll Alltäglichkeiten. Erzählungen, St. Michael/Österreich (J. G. Bläschke) 1980, 141 S.

SCHAUSPIELE

Die Sintflut steigt. Ein Spiel in 13 Bildern, Darmstadt (J. G. Bläschke) 1977, 75 S. [Bühnenlesung, Hagen 1951].

Wasser der Wüste. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen, Darmstadt (J. G. Bläschke) 1977, 71 S. [Hörspielsendung *Der Kinderring*, RIAS-Berlin 1959]

Unzählige Einzelveröffentlichungen von Gedichten und Kurzgeschichten in Zeitschriften, Monatsheften, Anthologien und Sammelbänden.
Übersetzungen von Gedichten ins Schwedische, Russische, Hebräische.

Zahlreiche Vertonungen von Gedichten und Liedern.

Ein umfangreicher Nachlass – Romane und Erzählungen – harrt noch der Auswertung und Veröffentlichung.

Detailliertes Inhaltsverzeichnis

BALLADEN (1917–1927)

Lieder und Balladen (1917, ²1919, ³1926)

- 11 Marie de Brabancon
- 14 Schlummerlied
- 16 Ingeborg Stures Haar
- 18 Die Lippen der Madonna
- 20 San Marcos Rosen
- 22 Der fallende Stern
- 24 Legende einer Liebe
- 26 Parzival
- 27 Lieder zur Tristan-Sage I-VIII

Aus Tag und Traum (1920, ²1927)

- 33 Narrenlieder
- 38 Die Hexe von Hohenmauth
- 40 Jane Falkland
- 42 Moez Ibegh
- 44 Die Harfe von Shelma
- 46 Das süße Gift der Borgia
- 47 Der Enkel
- 48 Die Enkelin
- 50 Die Nornengabe
- 52 Hagar
- 54 Jacques Clements Gebet

Schritte – Neue Lieder und Balladen (1924, ²1927)

- 55 Der Triumphator
- 60 Die Mönche von Fonte
- 62 Helmar Löwencreutz
- 69 Das Ende der Douglas

- 72 Die Ballade von den traurigen Augen
- 82 Um Kurland
- 87 Hagen
- 89 Wigbold von Rostock I-XIV

LYRISCHE ZYKLEN (1917–1927)

- 107 Kardinal Luigi d’Este I-XII
- 117 Lieder der Mona Lisa I-XI
- 127 Giovanni Pico della Mirandola I-VIII

- 135 Mose (1924, 1927², 1961)
- 157 Judas Ischarioth (1924, 1927², 1961, 1974)

SONETTENKRÄNZE (1940–1942)

- 171 Die Dienst im Dunkel tun
Sonettenkranz meiner Heimat gewidmet I-XV (1940)
- 179 Vermächtnis
Ein Sonettenkranz I-XV (1942)

Nachwort von Iris von Gottberg

- 187 Spuren der Kindheit und Jugend im Leben von
Gertrud von den Brincken
- 200 Zur Gesamtauswahl der Lyrik von Gertrud von den Brincken

- 203 Siglen der Gedichtbände
und Bibliographie des Gesamtwerks

- 206 Detailliertes Inhaltsverzeichnis